



change

Das Magazin der Bertelsmann Stiftung > 3/2008

SCHWERPUNKT: ENGAGEMENT

Aktiv zusammen leben

Wie Ehrenamt und Engagement unser Leben bereichern

US-WAHL Barack Obama - Hoffnungen, Erwartungen und Herausforderungen

VÄTERSTUDIE Keine Angst vor Fläschchen, Windeln und Papa-Glück

KULTUR „Neue Stimmen“ auf dem Weg zur großen Bühnenkarriere

Schule kennt nur Hauptdarsteller.

Gewinnt einen Tag mit euren Stars bei der großen Schulaktion „Alle Kids sind VIPs“. Was könnt ihr tun, damit alle Schüler die gleichen Chancen bekommen?

Macht jetzt mit: www.allekidsindvips.de





Karin Schlautmann
Leiterin Kommunikation

EDITORIAL

Ideen bewegen die Welt

Die Wahl Barack Obamas hat Millionen Menschen wieder an die Kraft von Einsatz und Engagement glauben lassen. Wir zeigen Ihnen Beispiele, wie Menschen jeden Tag durch ihr Ehrenamt das Leben ein kleines bisschen besser machen

Die Menschen in unserem Schwerpunkt „Engagement“ nehmen ihre Zukunft selbst in die Hand. Sie helfen, sie gestalten, sie packen mit an. Jede ihrer Geschichten ist anders. Und doch schaffen es alle, die Welt ein Stück zu verändern. Über Jahre wurde die alte Eisenbahntrasse bei Wuppertal schon nicht mehr genutzt. Eigentlich eine idyllische Strecke, doch die Schienen rosteten vor sich hin, und in Teilen war sie zur Müllkippe verkommen. Ein trauriger Anblick, der das Ehepaar Gerhardt nicht mehr los ließ, als sie bei einer Wanderung die alte Bahnanlage wiederentdeckten. Wie wäre es, wenn auf dem alten Gleisbett ein Rad- und Wanderweg entstehen würde? Innerhalb weniger Wochen aktivierten sie die ersten Helfer, gründeten die „Wuppertal-Bewegung“, räumten gemeinsam mit anderen den Müll weg, entwickelten Ideen, Pläne... Inzwischen sind die ersten Meter fertig gebaut und über 2.000 Menschen für das Projekt aktiv.

Die Gerhardts sind nur ein Beispiel dafür, was Engagement und ehrenamtliche Arbeit verändern und aufbauen können. Jeder einzelne von uns kann Berge versetzen – im Großen und im Kleinen. So wie es die Menschen aus den Geschichten in unserem Schwerpunktthema „Engagement“ (ab Seite 14) erzählen.

Außerdem möchten wir Ihnen die neue Väterstudie vorstellen und haben dafür drei Männer an einen Tisch geholt, die unterschiedlicher nicht sein können und trotzdem eines gemeinsam haben: Sie sind stolze Väter! (ab Seite 56). Wir nehmen Sie mit zum Meisterkonzert der „Neuen Stimmen“ nach Gütersloh und zeigen,

wie verbindend die Sprache der Musik sein kann (ab Seite 10). Und wir blicken natürlich auf das Ergebnis und die Konsequenzen der US-Wahl. Ein großer Berg an Problemen und Herausforderungen wartet auf Barack Obama als neuer Präsident; und auch hohe Erwartungen – sowohl in den USA als auch in Europa (ab Seite 64).

Engagement, Menschlichkeit und die Vermittlung von Werten – Begriffe, die das Leben von Reinhard Mohn prägen und geprägt haben. Wie kaum ein anderer hat er diese Worte mit Leben erfüllt. In der Leseprobe seines neuen Buches „Von der Welt lernen“, das dieser Ausgabe von change beiliegt, werden Sie beeindruckende Thesen und Geschichten dazu finden. In diesem Buch – seinem persönlichsten Werk – zeigt er zum ersten Mal auf, wie eng Erlebnisse aus seinem Leben und Menschen, die ihn beeindruckt haben, mit der Entwicklung seiner besonderen Unternehmenskultur im Einklang stehen.

Kommen Sie mit uns auf eine Reise zu Menschen, die alle mit ihren Ideen und Talenten die Welt verändern wollen. Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen!

Herzlichst, Ihre



Ehrenamt > Eine Deutschlandreise auf den Spuren ehrenamtlichen Engagements - mit vielen positiven Überraschungen. > **SEITE 14**



Teach First > Absolventen englischer Elite-Unis starten nicht gleich in eine Karriere, sondern wollen erst einmal anderen helfen. > **SEITE 34**



US-Wahl >
Jubel im Weißen Haus: Barack Obama ist Amerikas neuer Präsident.
> **SEITE 64**

AKTUELL >

News aus der Stiftung

SEITE **06** Demographischer Wandel braucht bessere Integration

Begegnungen

SEITE **10** Liz Mohn lädt zum Meisterkurs für Opertalente ein

SCHWERPUNKT: ENGAGEMENT >

Ehrenamt

SEITE **14** Einsatz für den Frieden, für Lebensqualität, für Jugendliche, für die Umwelt - nichts geht ohne Engagement

Blick auf Deutschland

SEITE **30** Zahlen, Daten und Fakten zum Ehrenamt

Doppelinterview

SEITE **32** Zwei Stiftungsgründer über ihre Arbeit für die Gesellschaft

Teach First

SEITE **34** In England entstand ein Projekt, das hochqualifizierte Hochschulabsolventen in die Klassenzimmer lockt



Begegnungen > Liz und Reinhard Mohn fördern „Neue Stimmen“ und präsentierten mit Prof. Gustav Kuhn den Meisterkurs 2008. > **SEITE 10**



Alle Kids sind VIPs > Box-Weltmeisterin Ina Menzer erzählt im Interview über Heimweh, Sport und ihr Engagement für Jugendliche. > **SEITE 50**

Porträt

SEITE **40** Auch nach dem Tod ihres Mannes vor über zwei Jahren setzt sich Christina Rau weiter für andere Menschen ein

Unternehmen für die Region

SEITE **44** So engagieren sich mittelständische Firmen

Transparenz

SEITE **46** Projekte der Bertelsmann Stiftung helfen Förderern und Ehrenamtlichen bei der Orientierung

Zum Thema: Dr. Brigitte Mohn

SEITE **48** Wie wir alle Verantwortung übernehmen können, und warum das in Zukunft immer wichtiger wird

STIFTUNG >

Alle Kids sind VIPs

SEITE **50** Ina Menzer macht mit bei der großen Schul-Aktion

Muslimen in Deutschland

SEITE **54** Eine aktuelle Untersuchung zu ihrem Glaubensalltag

Väterstudie

SEITE **56** Begeisterte Väter meistern den Alltag mit ihren Kindern

Bericht aus Berlin

SEITE **60** Dr. José Ramos-Horta will Frieden für Osttimor

STIFTUNG INTERNATIONAL >

Nach der US-Wahl 2008

SEITE **64** Vor welchen Problemen steht Barack Obama im eigenen Land, und was erwarten die Europäer von dem neuen Präsidenten? Zwei Meinungen

Bericht aus Barcelona

SEITE **70** Auszeichnung für Liz Mohn soll Frauen Mut machen

Serie: Länder im Wandel

SEITE **72** Teil 3: Paraguay. Land vor der Entscheidung

RUBRIKEN >

SEITE **03** Editorial

SEITE **62** Service: Neuerscheinungen

SEITE **74** Kolumne: Steffen Möller

ONLINE

Die ganze Welt auf einen Klick

Das neue Auslandsportal von zdf.de stellt 125 Ländergutachten der Bertelsmann Stiftung vor

Ab sofort gibt es auf der Homepage des Zweiten Deutschen Fernsehens unter www.zdf.de/ZDFmediathek mit der ZDFgeothek ein neues Auslandsjournal. Über eine interaktive Weltkarte findet man dort nicht nur zahlreiche TV-Berichte aus den ZDF-Auslandsstudios zu den einzelnen Ländern, Nachrichten und Hintergrundinformationen, sondern auch die Länderberichte des Transformationsindex der Bertelsmann Stiftung: 125 Kurzfassungen der Gutachten, die wir auch in „change“ regelmäßig als Serie „Länder im Wandel“ (mehr dazu auf Seite 72) vorstellen.



Auf der Internetseite des ZDF liegen ab sofort auch Länderberichte der Bertelsmann Stiftung vor

WEBLINKS:

www.geothek.zdf.de

www.bertelsmann-transformation-index.de

KONTAKT: Hauke Hartmann, Sabine Donner
hauke.hartmann@bertelsmann.de
sabine.donner@bertelsmann.de



Wenn Jugendliche in der beruflichen Warteschleife stecken, kann es teuer werden

ARBEITSWELT

Mangelhafte Integration kostet Milliarden

Aktuelle Studie der Bertelsmann Stiftung weist für die Jahre 2007 bis 2015 erhebliche Handlungs- und Einsparpotenziale aus

Allein im Jahr 2006 haben Bund, Länder, Kommunen und die Bundesagentur für Arbeit 5,6 Milliarden Euro für Integrationsmaßnahmen ausgegeben und so versucht, junge Menschen fit für die Arbeitswelt zu machen. Insgesamt 437.584 Jugendliche nahmen an den unterstützenden und fördernden Angeboten teil. Rechnerisch verbringt damit jeder Schulabgänger, der maximal einen Hauptschulabschluss hat, rund 1,4 Jahre im so genannten „Übergangssystem“. Der Sprung von der Schulbank in die Ausbildung und damit an den Arbeitsplatz fällt vielen Jugendlichen immer schwerer.

Würden junge Menschen besser in den Arbeitsmarkt integriert, könnten für den Zeitraum von 2007 bis 2015 insgesamt 13,4 Milliarden Euro an direkten Kosten, also zum Beispiel für Maßnahmen zur Berufsvorbereitung und Ausbildungsförderung eingespart werden. Weitere 15,9 Milliarden Euro an indirekten Kosten wie durch Arbeitslosengeld und höhere Einkommen entstehen zusätzlich. Durch den nachträglichen Erwerb von Berufs-

abschlüssen von gering qualifizierten Arbeitnehmern kämen außerdem noch Einsparmöglichkeiten in Höhe von 21,5 Milliarden Euro hinzu.

Das ist das Ergebnis einer aktuellen Studie, die im Auftrag der Bertelsmann Stiftung vom Institut der deutschen Wirtschaft in Köln erstellt wurde. „Mit unserer Untersuchung wollen wir nachdrücklich auf die Probleme junger Menschen beim Übergang von der Schule in den Arbeitsmarkt aufmerksam machen“, sagte der Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann Stiftung, Dr. Gunter Thielen, bei der Vorstellung der Ergebnisse. „Aus unserer Sicht wird das wichtige Problem der Berufsausbildung immer noch nicht konsequent genug angegangen.“

Die Verweildauer im „Übergangssystem“ und die Zahl der Schulabgänger mit mangelnder Ausbildungsreife müssen um jeweils ein Drittel reduziert werden. Fünf Prozent der heute Geringqualifizierten müssen umfassend nachqualifiziert werden und nachträglich einen Berufsabschluss erwerben.

Dazu auch der Kommentar auf Seite 7

KOMMENTAR

Jugendlichen Hilfestellung geben

Dr. Gunter Thielen sieht Chancen, die Ausbildung der Jugendlichen zu verbessern und damit langfristig Kosten zu sparen



Dr. Gunter Thielen,
Vorsitzender des Vorstands der
Bertelsmann Stiftung

Der Wechsel von der Schule in Ausbildung und Beruf ist in den vergangenen Jahren deutlich schwieriger geworden. Viele Jugendliche benötigen Hilfestellungen bei diesem Übergang. Durch Warteschleifen dauert dieser Schritt in die Ausbildung immer länger, und die Bewerber werden immer älter. Für die Betroffenen ist die Situation fatal, und für die Gesellschaft entstehen nahezu unüberschaubare Folgekosten. Die Bertelsmann Stiftung hat berechnet, dass bis zum Jahr 2015 über 50 Milliarden Euro eingespart werden können, wenn Jugendliche schneller und

besser in Ausbildung und Beruf vermittelt würden.

Will man Frustrationen vermeiden und Kosten senken, ist es notwendig, die Zahl der Schulabgänger mit mangelnder Ausbildungsreife deutlich zu verringern. Eine intensivere Förderung im Vorschulalter und während der Schulzeit sowie eine systematische und fundierte schulische Berufsorientierung sind dafür die notwendigen Voraussetzungen.

Daneben müssen wir die Verweildauer im System der Übergangsmaßnahmen reduzieren. Momentan verbringen Jugendliche, die höchstens einen Hauptschulabschluss haben, rechnerisch rund 1,4 Jahre in Integrationsmaßnahmen. Diese Zeitspanne kann durch eine individuelle und passgenaue Förderung in Verbindung mit effizienteren Angeboten deutlich verringert werden.

An- und Ungelernte müssen intensiver nachqualifiziert werden und bessere Chancen zum nachträglichen Erwerb eines Berufsabschlusses erhalten. Damit kann die Arbeitslosigkeit von Geringqualifizierten gesenkt und ihr Einkommen gesteigert werden. Dafür muss es allerdings auch mehr berufsbegleitende Qualifizierungsangebote geben.

Wenn wir einen solchen Veränderungsprozess erreichen, können wir die gesellschaftlichen Folgekosten fehlerhafter Integration erheblich reduzieren. Wir verbessern damit aber auch das System der beruflichen Bildung insgesamt und verhindern die drohenden Probleme des Fachkräftemangels.

WEBLINKS:

Weiterführende Literatur gibt es unter www.bertelsmann-stiftung.de/jugend

KONTAKT: Clemens Wieland
clemens.wieland@bertelsmann.de

BILDUNG

Schulen aktiv gestalten

Das von der Bertelsmann Stiftung entwickelte Instrument zur Selbstevaluation von Schulen (SEIS) hat sich bewährt. Ein Konsortium aus sieben Bundesländern bietet SEIS deutschlandweit an

SEIS fand in den vergangenen Jahren großen Anklang: Heute arbeiten über 4.000 Schulen aller Schulformen mit dem Instrument und evaluieren eigenverantwortlich die Qualität ihrer Schule. „Inzwischen hat fast jede zehnte Schule in Deutschland SEIS genutzt. Dahinter stehen rund 728.000 Schüler, Lehrer, Eltern und Mitarbeiter, die die Entwicklung ihrer Schule aktiv mitgestalten“, betonte das Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung, Dr. Jörg Dräger. „Gerne haben wir SEIS jetzt an ein Länderkonsortium zur Weiterführung übergeben.“

SEIS ist ein softwaregestütztes Selbstevaluationsinstrument für Schulen; es dient der

Bewertung der Schulqualität. Grundlage sind ein international und national tragfähiges Qualitätsverständnis von guter Schule, wissenschaftlich geprüfte und praxiserprobte Fragebogen, sowie ein klar strukturierter Schulbericht mit der Möglichkeit zum Datenvergleich. Schüler, Eltern, Lehrer, Ausbilder und nicht-pädagogische Mitarbeiter einigen sich nach der Auswertung der Ergebnisse auf Maßnahmen zur Verbesserung der Schule.

WEBLINKS:

www.seis-deutschland.de

KONTAKT: Cornelia Stern
cornelia.stern@bertelsmann.de



Dr. Jörg Dräger, Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung, übergibt das SEIS-Instrument an die Repräsentantin des Länderkonsortiums, die niedersächsische Kultusministerin Elisabeth Heister-Neumann

GESELLSCHAFT

Demographischer Wandel braucht bessere Integration

Auf der Jahreskonferenz des „Forums Demographischer Wandel“ forderte Bundespräsident Horst Köhler mehr Verantwortung aller Bürger ein

„Teilhabe setzt den Willen zur Teilnahme voraus“ – mit diesen Worten betonte Bundespräsident Horst Köhler, dass wir die Probleme unserer Zukunft nur dann in den Griff bekommen können, wenn wir es schaffen, Menschen mit unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlichen kulturellen Prägungen und sozialem Status zu integrieren. Auf dem „Forum Demographischer Wandel“, das sich mit der Zukunftsfähigkeit einer älter werdenden Gesellschaft befasst, warnte er: „Es gibt zwei Arten von Verantwortungslosigkeit, die eine Gesellschaft zerstören: Das eine ist die fehlende Selbstverantwortung derjenigen, die sich nur auf die

anderen verlassen. Und das andere ist die fehlende Verantwortung derer, die nur an sich selbst denken. Wir brauchen in unserem Land beides: Selbstverantwortung und die Verantwortung für das Ganze.“

Heute hätten in Deutschland rund 20 Prozent der Bevölkerung einen sogenannten Migrationshintergrund. Wegen der

unterschiedlichen Geburtenzahlen werde der Anteil dieser Bevölkerungsgruppe wachsen. Daher sei es wichtig, den Menschen ein Gefühl der Zugehörigkeit zu vermitteln und Aufstiegsperspektiven zu bieten.

Gemeinschaft sei ohne Gemeinsamkeiten nicht möglich, sagte Köhler. Zu diesen



Bundespräsident Horst Köhler mit Teilnehmern der Konferenz



Bildung und Beratung für Migranten:
Ein neuer Sachverständigenrat will die Integrations- und Zuwanderungspolitik in Deutschland in Zukunft begleiten

INTEGRATION

Sachverständigenrat gegründet

Mehrere deutsche Stiftungen haben sich zusammengetan und wollen als unabhängige Experten die Integrations- und Zuwanderungspolitik in Deutschland begleiten und Empfehlungen aussprechen

Deutsche Stiftungen wollen Zusammenleben und Zuwanderung zukünftig besser gestalten. Als Gemeinschaftsprojekt haben sie daher den „Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration“ ins Leben gerufen. Dem Stiftungsverbund gehören die Stiftung Mercator, die VolkswagenStiftung, die Bertelsmann Stiftung, die Freudenberg Stiftung, die gemeinnützige Hertie-Stiftung, die Körber-Stiftung, die Vodafone Stiftung und die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius an. Dieses unabhängige wissenschaftliche Expertengremium will die Integrations- und Zuwanderungspolitik in Bund, Ländern und Gemeinden nun mit handlungsorientierten Empfehlungen begleiten. Einer der Schwerpunkte des Sachverständigenrates soll das Thema Bildung sein.

WEBLINKS:

www.svr-migration.de

KONTAKT: Ulrich Kober
ulrich.kober@bertelsmann.de



„Teilhabe setzt den Willen zur Teilnahme voraus“, sagte Bundespräsident Köhler

Gemeinsamkeiten gehörten das Beherrschen der deutschen Sprache, der Respekt vor den Mitmenschen, die Anerkennung von Recht und Gesetz, die Bejahung des demokratischen Gemeinwesens und seiner politischen Institutionen, sowie der Wille jedes Einzelnen, nach Kräften zum guten Miteinander beizutragen.

WEBLINKS:
www.forum-demographie.de

KONTAKT: Jan Arpe
jan.arpe@bertelsmann.de

POLITIK

Transatlantische Weiterbildung

Junge Führungskräfte aus den USA und Europa trafen sich am Comer See

Die Bertelsmann Stiftung und der German Marshall Fund luden 26 „Young Leaders“, also junge Führungskräfte, aus Europa und den USA nach Tremezzo am Comer See ein. Die Teilnehmer aus Politik, Verwaltung, Medien, Wirtschaft und Zivilgesellschaft verbindet ihr Interesse an außenpolitischen Fragestellungen und den transatlantischen Beziehungen. So beschäftigten sie sich zum Beispiel mit:

- dem Umgang mit Russland angesichts der aktuellen Georgien-Krise
- der Herausforderung des Westens durch die aufstrebenden Mächte Asiens
- der akuten Finanzkrise
- dem Klimawandel.

Die eigentliche Herausforderung für die transatlantischen Beziehungen sei, „sich wieder auf Werte und Hoffnungen zu fokussieren, die Amerikanern und Europäern gemeinsame Ziele für die Zukunft geben“, resümierte Josh Rushing, amerikanischer Teilnehmer und Journalist im Washingtoner Büro von Al Jazeera.

KONTAKT: Annette Heuser
annette.heuser@bertelsmann.de

KINDER FRÜHER FÖRDERN

Frühkindliche Bildung in Zahlen und Fakten

Ein neues Internetportal macht die Unterschiede zwischen den Bundesländern transparent

Beim Blick auf die frühkindliche Bildung und Betreuung in den 16 Bundesländern fallen deutliche Unterschiede auf. Während in Westdeutschland vor allem die Qualität des Angebotes – gemessen am Personalschlüssel – überzeugt, stehen im Osten viel mehr Betreuungsplätze zur Verfügung. Das ist ein Ergebnis des „Ländermonitors Frühkindliche Bildungssysteme“ der Bertelsmann Stiftung, einer Analyse in allen Bundesländern. Die Informationen und Daten zu den Themen Teilhabe, Qualität und Investitionen können in einem schriftlichen Länderreport nachgelesen oder online im Ländermonitor recherchiert werden. Interaktive Auswahloptionen bieten die Möglichkeit, sich Vergleiche nach einzelnen Fragen und Ländern zusammenzustellen. „Unser Ländermonitor macht erstmals transparent, wie unterschiedlich die Angebote an frühkindlicher Bildung in den einzelnen Bundesländern sind“, erläutert Dr.

Jörg Dräger, Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung.

Zum Beispiel zeigt der Online-Ländervergleich die sehr gute Situation für die unter Dreijährigen in Sachsen-Anhalt: Zehn Prozent der Kinder unter einem Jahr besuchen eine Einrichtung, bei den Einjährigen sind es 60 Prozent, bei den Zweijährigen 85 Prozent und bei den Dreijährigen 94 Prozent. In Sachsen-Anhalt besteht von Geburt an ein Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz. „Wir würden es sehr begrüßen, wenn die Bundesländer den von der Politik beschlossenen Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz für Kinder unter drei Jahren nun rasch umsetzen“, fordert Dräger.

WEBLINKS:
www.laendermonitor.de
KONTAKT: Anette Stein
anette.stein@bertelsmann.de



Spielend lernen für die Zukunft: Noch immer sind die Betreuungsangebote für Kinder unter drei Jahren regional sehr unterschiedlich



Bezauberten als Carmen und Don José: die Mezzosopranistin Ieva Prudnikovaite aus Litauen und der Tenor Diego Torre aus Mexiko

BEGEGNUNGEN MIT LIZ MOHN

Die Sprache der Musik

In Gütersloh lud Liz Mohn die Teilnehmer des diesjährigen Meisterkurses der „Neuen Stimmen“ zum Konzert. Mit Momenten, die auch der stellvertretenden Vorsitzenden der Stiftung schon mal Tränen der Rührung in die Augen trieben

VON TANJA BREUKELCHEN | FOTOS: BETTINA ENGEL-ALBUSTIN UND THOMAS KUNSCH





Die Stimmung war perfekt
(im Publikum von links: Dr. Gunter Thielen,
Reinhard Mohn, Verona und Franjo Pooth)



Prof. Gustav Kuhn mit Liz und Reinhard Mohn
nach dem Konzert (oben). Rund 250 Menschen
verfolgten den Auftritt des Meisterkurses (links)

Aus dem Erdgeschoss ertönt dumpf ein Kontrabass. In einem Büro übt eine junge Frau ihre Arie. Wer an diesem Samstagnachmittag im Oktober die Bertelsmann Stiftung betritt, hat nicht das Gefühl, die größte deutsche Denkfabrik zu besuchen. Eher die Proberäume eines Opernhauses. Eine Woche lang hatte der Meisterkurs „Neue Stimmen“ geprobt. 13 Sänger aus zehn Ländern sind die Talente, die in Gütersloh unter anderem von den Kammersängern Prof. Ute Trekel-Burckhardt, Prof. Francisco Araiza und Franz Grundheber unterrichtet wurden. Die künstlerische Leitung hatte der Dirigent, Opernregisseur und Präsident der Tiroler Festspiele, Prof. Gustav Kuhn.

Bei der Generalprobe um 10 Uhr knistert die Luft. Die 23-jährige Sopranistin Krenare Gashi steht auf der Bühne, singt eine Arie

aus Arrigo Boitos „Mefistofele“. Ieva Prudnikovaite aus Litauen gibt die „Carmen“ und auch der türkische Bariton Levent Bakirci will singen, darf aber nicht. „Maestro Kuhn“ besteht darauf, dass er seine angeschlagene Stimme bis zum Abend schont.

Während der Probe kommt leise Liz Mohn durch die Drehtür. Die stellvertretende Vorsitzende der Bertelsmann Stiftung setzt sich in eine der hinteren Reihen, lauscht, fiebert mit. Erst als mit dem Finale aus Rossinis „Il Barbiere di Siviglia“ das letzte Stück gesungen wird, wirkt sie gelöst. „Wenn ich sie singen höre, bekomme ich eine Gänsehaut. Das Gefühl, dass in ihren Stimmen liegt, geht ans Herz“, sagt sie später beim Mittagessen. Der Wettbewerb „Neue Stimmen“ hat in der Stiftung Tradition. Und die Förderung junger Talente im Meisterkurs ist ein Ereignis. „Am >>



Nach der Anspannung ihres zweistündigen Abschlusskonzerts versammelten sich die jungen Talente und ihre Lehrer um die Frau, der ihre Förderung ganz besonders am Herzen liegt: Liz Mohn

Anfang stand ein Besuch Karajans mit seinen Philharmonikern in Gütersloh. Er war bei uns zu Hause und erzählte, dass es zu wenig musikalischen Nachwuchs gibt“, erinnert sich Liz Mohn.

Damals begann die Förderung, die bis heute Talente aus aller Welt zusammenführt. „Ich habe so viele junge Menschen bei diesen Veranstaltungen kennengelernt“, sagt Liz Mohn. „Am schönsten ist es, dass ich sie auch Jahre später wieder treffe – an den Bühnen überall auf der Welt. Das ist das Schöne an der Globalisierung.“

Ihre eigene Liebe zur Musik wurde schon früh angelegt. Durch ihre Mutter, deren Stimme Liz Mohn nie vergessen hat: „Sie hat immer gesungen. Volkslieder, Kirchenlieder... Ich denke, was man als Kind gehört hat, das bleibt.“ Egal ob bei den Pfadfindern oder später mit den eigenen Kindern: Ihre Begeisterung für das Singen hat sie nie verloren. „Die Gemeinschaft macht Kindern den größten Spaß“, sagt sie. „Beim Singen im Chor lernen sie Toleranz, werden kreativ und – das hat die Wissenschaft bewiesen – werden besser in naturwissenschaftlichen Fächern und haben weniger Krankheiten.“

Deshalb sei es wichtig, Kinder schon früh musikalisch zu fördern. Und sollte dann das eine oder andere musikalische Talent zum Vorschein kommen, sollen es Meister wie Prof. Gustav Kuhn sein, die das wahre Können herauskitzeln.

Und der ist vom Können seiner Meisterklasse absolut begeistert: „Wenn sie die

„Als ich ihre Stimmen hörte, war das, als würden Schmetterlinge hereinkommen“

Liz Mohn über die Teilnehmer

Kombination erstklassige Stimme plus Intelligenz plus gutes Aussehen haben – was soll dann noch schiefgehen?“ Im Meisterkurs lernten die jungen Talente über alle Grenzen hinweg: „In unserem Zauberflötenquartett sitzt ein Deutscher am Klavier, den Tamino singt ein Koreaner, die erste Dame ist eine Japanerin, die zweite Dame ist eine Kosovo-Albanerin und die dritte eine Engländerin. Drei Kontinente und fünf völlig verschiedene Kulturen – und sie verstehen sich nach zwei Minuten. Das ist absolut faszinierend!“

Mittagessen, Pause, dann Anprobe, Maske... Als um 19 Uhr die letzten von rund 250 Gästen über den mit Fackeln gesäumten roten Teppich laufen, sind nicht nur die Künstler aufgeregt. Ganz vorne in der ersten Reihe nehmen Liz und Reinhard Mohn Platz. Von Internationalität spricht Liz Mohn in ihrer Rede. Von Menschen aus vielen Ländern, die am Ende alle eine Sprache sprechen, „die Sprache der Musik“. Und Prof. Gustav Kuhn betont, wie glücklich er ist, Reinhard Mohn an diesem Abend zu sehen, der ihn seit Jahren wie ein väterlicher Freund begleitet habe. Als es ernst wird, trifft Krenare Gashi jeden Ton. Und auch Levent Bakirci darf endlich singen.

Die jungen Stars sind erleichtert. Auch Liz Mohn ist gelöst und lädt alle noch zur Party ein. Unter den feiernden Gästen sind auch Verona und Franjo Pooth. „Ich bin zum dritten Mal hier und ein Fan der Veranstaltung“, sagt Verona. Ihr Mann Franjo habe als Kind zwölf Jahre lang klassischen Klavierunterricht bekommen. „Ich finde es wichtig, dass Kinder früh gefördert werden“, sagt sie. „Unser Sohn ist jetzt fünf, liebt Franjos Klavierspiel und hat seine Begeisterung für meine Gitarre entdeckt.“

Liz Mohn steht bei den Künstlern, die gegen Mitternacht erneut singen. Nun ganz ausgelassen, ohne Angst vor Fehlern. Berühmte Opernarien und Volkslieder, wie Liz Mohn sie als Kind von ihrer Mutter hörte. Sie strahlt, singt mit und erinnert sich an die schönsten Momente des Abends: „Das Lied der beiden Japanerinnen. Als ich ihre Stimmen hörte, war das, als würden Schmetterlinge reinkommen. Da muss man aufpassen, dass man nicht zu weinen anfängt.“]]

info >

NEUE STIMMEN

Mit dem **Internationalen Gesangswettbewerb „Neue Stimmen“** möchte die Bertelsmann Stiftung junge, talentierte Opernsängerinnen und -sänger aufspüren und ihnen zum **Durchbruch** zu einer nationalen oder internationalen **Karriere** verhelfen.

Dabei werden die Kontakte zwischen den einzelnen Teilnehmern, aber auch zu den Verantwortlichen von Opernhäusern und dem Bühnenmanagement gefördert. Im Mittelpunkt steht ein Austausch zwischen Menschen unterschiedlicher Kultur, Nationalität und Religion. Den Wettbewerb richtet die Bertelsmann Stiftung in **Zusammenarbeit** mit dem **Westdeutschen Rundfunk Köln** aus.

MEISTERKURS

Im Oktober 2008 richtete die Bertelsmann Stiftung unter der künstlerischen **Leitung von Gustav Kuhn** zum siebten Mal den internationalen Meisterkurs „Neue Stimmen“ aus. Hier steht die kontinuierliche Förderung besonderer Talente, die durch ihre Teilnahme am Gesangswettbewerb „Neue Stimmen“ aufgefallen sind, im Mittelpunkt.

WEBLINKS:

www.neue-stimmen.de

KONTAKT: Katrin Mann
katrin.mann@bertelsmann.de

SCHWERPUNKT: ENGAGEMENT >



DEUTSCHLANDREISE

Aktiv zusammen leben...

Eine Geschichte über Engagement und Ehrenamt in Deutschland

Warum setzen sich Menschen für andere ein? Warum opfern sie Zeit und Geld für scheinbar verrückte Ideen? Um diese Fragen zu beantworten, reisten wir quer durch Deutschland. In Hamburg begleiteten wir junge Feuerwehrleute bei ihren ersten Schritten ins Ehrenamt. In Wuppertal trafen wir Menschen, die sich nach Feierabend für eine neue Nutzung einer alten Bahntrasse einsetzen, um damit die Lebensqualität in ihrer Stadt zu erhöhen. In Oberhausen besuchten wir ehrenamtliche Helfer, die verletzten Kindern die Hand halten und ihnen dadurch oft die Kraft geben, wieder gesund zu werden. Und in der Eifel und am Niederrhein trafen wir Bürger, deren Engagement die Zukunft ihrer Gemeinde gerettet hat. Überall trafen wir Menschen, deren Engagement unterschiedlicher nicht sein kann, und die dennoch alle eines gemeinsam haben: Sie geben ihrem Leben Sinn!

TEXT: TANJA BREUKELCHEN | FOTOS: ARNE WEYCHARDT

... für den Frieden

1. FRIEDENSDORF OBERHAUSEN

Kinder aus Kriegs- und Krisenländern bereiten die Rückkehr in ihre Heimat vor.



... für Sicherheit

3. JUGENDFEUERWEHR HAMBURG

Warum neben dem Ehrenamt auch Demokratie und Fairness wichtig sind, lernen die kleinen Helfer der Freiwilligen Feuerwehr in Hamburg-Poppenbüttel.

HAMBURG



... für neue Wege

4. DIE WUPPERTAL-BEWEGUNG

Mehr als 2.000 Menschen setzen sich dafür ein, dass eine vergessene Eisenbahnstrecke zu neuem Leben erweckt wird.

BERLIN



... für Lebensqualität

5. FREIWILLIGENTAG BERLIN

Beim Freiwilligentag in Berlin gestalteten Eltern ein eintöniges Kindergarten-Gelände zum Spielparadies um.

OBERHAUSEN

DÜSSELDORF WUPPERTAL

JÜLICH

HELLENTHAL



... für das Dorf

6. JÜLICH: DAS DORV-PROJEKT

Als auch das letzte Geschäft in der Gemeinde schließen musste, wurden einige Bürger aktiv. Ihre Idee, ein Ladenkonzept mit vielen Dienstleistungen, ist inzwischen ein Konzept für viele Dörfer in Europa.

LEIPZIG



... für Kultur

7. LANDSHUTER HOCHZEIT

Aus Stolz auf ihre Geschichte feiern die Landshuter Bürger alle vier Jahre ein historisches Ereignis nach.



... für die Umwelt

2. ZUKUNFTSGEMEINDE HELLENTHAL

In verschiedenen Arbeitskreisen engagieren sich die Bürger für die Zukunft ihrer idyllischen Eifelgemeinde und wurden dafür sogar von der UNESCO ausgezeichnet.

STUTT GART

BARTHOLOMA



... für Jugendliche

8. BARTHOLOMÄ: DIE MINIKÖCHE

Mit dem Projekt „Miniköche“ fördert das Sport- und Bildungszentrum Bartholomä das Engagement junger Menschen.

LANDSHUT

MÜNCHEN



HEUTE: Durch freiwillige Helfer wie Ingelore Hoffmann und Ursula Lindau (von links, mit selbstgestrickten Mützen und Schals aus dem Handarbeitsunterricht) lernen die Kinder wieder zu leben und an die Zukunft zu glauben



Während Dr. Mohamed Ali Hariri verletzte Kinder untersucht und behandelt, baut Bernd Riegel (Foto rechts) mit den Jugendlichen in der Holzwerkstatt Nistkästen

Aktiv für den Frieden

1. FRIEDENSDORF OBERHAUSEN

Masche für Masche dreht sich die Strickliesel in Alinas kleiner Hand. Unendlich zerbrechlich wirkt das Mädchen. Zart, alterslos. Ihr Körper ist zierlich wie der eines Kleinkindes. Doch der bittere Zug um ihren Mund und die Traurigkeit in ihrem Blick könnten ebenso gut von einem alten Menschen sein. Der schon viel erlebt hat. So wie Alina. Wie alt sie wirklich ist, weiß niemand so genau. Nicht einmal Ingelore Hoffmann (66). Dabei hatte die Versicherungskauffrau, die nach ihrer Pensionierung als ehrenamtliche Helferin zum „Friedensdorf International“ nach Oberhausen (NRW) kam, Woche für Woche im Krankenhaus an Alinas Bett gesessen. „Sie zog sich immer wieder die Decke über den Kopf. Sie hat nie gelacht. Und auch nicht geweint. Sie konnte nicht laufen, nicht sitzen, nicht stehen.“ Aber aufgeben wollte sie das Kind nicht. Und wenn sie heute von Alinas erstem Wort erzählt, dann muss Ingelore Hoffmann lachen. Gleichzeitig bricht ihre Stimme, und es kullern Tränen über ihr Gesicht: „Sie sprach nie, aber sah stundenlang fern, lernte so die Sprache. Als ich ihr eines Tages meine Brille zeigte und sie fragte, wie das denn auf Deutsch heiße, sagte sie stolz ‚Fielmann‘ – da war das Eis gebrochen!“

Seit 1967 holen die Helfer des Friedensdorfes jährlich rund 1.000 Kinder aus Ländern wie Afghanistan, Angola, Tadschikistan, Georgien oder Vietnam nach Deutschland, wo sie in Krankenhäusern behandelt und später im Friedensdorf gepflegt und bis zum Rückflug versorgt werden – übrigens

ohne dabei zu viele Werte der westlichen Welt aufzusaugen und damit die eigenen Wurzeln zu verlieren.

Möglich ist das Engagement nur durch ehrenamtliche Helfer. Vom Transport nach Deutschland über die Behandlung in den Krankenhäusern bis hin zu Menschen wie Ingelore Hoffmann, die sich in Oberhausen um die Kinder kümmern. Zusammen mit ihrer Kollegin Ursula Lindau (63) gibt sie Handarbeitsunterricht. Der Anblick der Kinder, unter denen Minen- und Verbrennungsoffer sind, fiel ihr am Anfang schwer. „Heute sehe ich nur noch ihre strahlenden Augen. Nicht ihre Narben und Verletzungen.“ Die Arbeit macht Sinn, findet sie: „Die Kinder spüren, dass man friedlich miteinander leben kann. Ich wünsche mir, dass sie diese Botschaft mit in die Welt tragen.“

Wer über das Gelände des Friedensdorfes läuft, der begegnet vielen Ehrenamtlichen, die alle ihre eigenen Gründe haben, den Kindern zu helfen. „Ich wollte nie wie im Film ‚Pappa ante Portas‘ als unzufriedener Rentner enden, der seiner Ehefrau auf den Wecker geht“, sagt Bernd Riegel (65), Diplom-Volkswirt und Hobby-Schreiner schmunzelnd. Da baut er lieber an zwei Nachmittagen in der Woche mit den Kindern Nistkästen, Vogelhäuschen, Schaukelelefanten oder Webrahmen. „Wir haben sogar einen Krückenhalter konstruiert“, sagt er und zeigt auf einen hölzernen Ring.

Nebenan übt Sabine Bonkowski (49) mit einem Mädchen laufen. Seit sechs Jahren arbeitet sie schon in der Gehschule des Friedensdorfes und hilft bei der Rehabilitation von Kindern, die sonst womöglich ihr Leben lang im Rollstuhl sitzen müssten. Dass sie dafür kein Geld bekommt, stört sie nicht weiter. Für sie zählen ganz >>



FRÜHER: Angst und Ungewissheit. Mehrmals im Jahr werden Kinder aus den Kriegs- und Krisengebieten der Welt von Helfern des „Friedensdorfs International“ nach Deutschland geholt. Bei ihrer Ankunft haben die meisten von ihnen schon einen langen Leidensweg hinter sich. Doch in ihrer Heimat wären medizinische Hilfe oder Heilung nicht möglich gewesen

andere Dinge. „Ich war nie ein Typ, der nur ans Geld denkt. Ich habe mein Leben lang Sachen gemacht, in denen ich einen Sinn sah – auch, wenn ich dafür vielleicht weniger oder nichts bekam. Wenn jeder von uns ein wenig von seiner Zeit für andere geben würde, ginge es vielen Menschen besser.“

Das findet Silvia Falbe (70) auch. Jahrelang war sie ehrenamtlich als „Grüne Dame“ im Krankenhaus aktiv. Als ihr Mann starb, konnte sie die Atmosphäre dort nicht länger ertragen und wechselte ins Friedensdorf. „Zuerst belegte ich ein Seminar. Daran muss jeder Ehrenamtliche teilnehmen und dann entscheiden, ob und wie er helfen will. Ich entschied mich, die Kinder im Wartezimmer zu betreuen. Die Arbeit gibt meinem Leben eine Struktur, einen Sinn.“

Das Wartezimmer vor dem Behandlungsraum von Mohammed Ali Hariri (69). Der Arzt, der seit 1967 eine Praxis in Oberhausen hatte, suchte nach seiner Pensionierung nach einer Aufgabe, bei der er sein medizinisches Wissen weiter einsetzen konnte. Ehrenamtlich, versteht sich. „Was ich hier schon gesehen habe, sehe ich sonst höchstens in Lehrbüchern: Missbildungen, Deformationen, Minderentwicklung durch Ernährungsmangel, Knochenentzündungen. Den Ärzten in ihren Ländern fehlt es an medizinischen Mitteln und an Wissen“, erklärt er. „Eben war ein Mädchen bei mir, das schreckliche Verbrennungen hatte. Ohrmuscheln und Augenlider fehlten, sie konnte den Mund nicht mehr schließen. So eine Verletzung ist grausam, vor allem auf Dauer für die Lebensqualität.“ Wenn die Kinder ankommen, untersucht er sie und kümmert sich um die passende Klinik. Später um die Nachversorgung. „Wenn ich im Friedensdorf war, fühle ich mich ausgeglichen, weil mein eigenes Kapital nicht brachliegt“, sagt er. „Ich weiß, dass ich noch gebraucht werde im Leben.“

info >

DAS FRIEDENSDORF

Zur Arbeit des „Friedensdorfs International“ gehört die medizinische Einzelfallhilfe für kranke und verletzte Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten. Nur durch eine Behandlung in Europa haben sie eine Heilungschance. Darüberhinaus verbessern Friedensdorf-Projekte die medizinische Versorgung vor Ort. Finanziert wird diese Arbeit fast ausschließlich aus Spenden und Mitgliedsbeiträgen.

Mehr unter: www.friedensdorf.de



Bei regelmäßigen Treffen der Arbeitskreise (Foto links) entstehen Ideen, die das idyllische Hellenthal zum Paradebeispiel für Nachhaltigkeit und gelebte Demokratie machen

Aktiv für die Umwelt

2. ZUKUNFTSGEMEINDE HELLENTHAL

Windig und wackelig war es, als Hartmut Klein (39), Werner Wamser (57) und Hans Mießler (51) zum Fototermin über drei lange Leitern auf das Dach der Hauptschule kletterten. Aber genau dort kann man das Ergebnis ihrer Arbeit am besten sehen. Hoch über Hellenthal, der 8.600-Seelen-Gemeinde in der Eifel, zu der insgesamt 61 einzelne kleine Dörfer gehören und die bis zum Jahr 2010 das UNESCO-Gütesiegel „Offizielle Gemeinde der Weltdekade der Vereinten Nationen“ tragen darf.

Nicht, weil sie so schön zwischen sanften Hügeln, riesigen Weiden und dichten Wäldern liegt. Sondern weil sich ihre Bürger dafür einsetzen, dass diese Idylle auch für die nachfolgenden Generationen erhalten bleibt. Zum Beispiel, indem sich seit 2003 rund 80 Hellenthaler ehrenamtlich in vier Arbeitskreisen für das Thema Nachhaltigkeit engagieren: „Gewerbe, Wirtschaft und Verkehr“, „Tourismus, Nationalpark und Kultur“, „Dorfentwicklung und Gebäudemanagement“ und „Umwelt, Gesundheit und Energie“.

Im Arbeitskreis zum Thema Umwelt entstand auch die Idee, Photovoltaikanlagen zu bauen – unter anderem aufs Dach der Schule. „Wir haben es in fünf Jahren geschafft, so viel Strom aus erneuerbaren Energien wie Photovoltaik, Windenergie und Wasserkraft zu erzeugen, dass wir damit 6.300 Haushalte versorgen können“, erklärt Bürgermeister Manfred Ernst. Da

es in Hellenthal nur 4.000 Haushalte gibt, werden die Nachbargemeinden gleich mitbedient.

Damit liegt Hellenthal auf Platz 18 der NRW-Solarliga – und will noch höher hinaus. Das geht aber nur mit engagierten Bürgern wie Hartmut Klein, Vater von zwei Kindern (1 und 5) und selbstständig mit einem Betrieb für Holz- und Pellet-Heizungen. „Ich beschäftige mich seit Jahren mit regenerativen Energien. Für mich war es wichtig, innerhalb der Gemeinde etwas zu bewegen“, sagt er. Allerdings: „Das Engagement, so wie wir es jetzt haben, war bei weitem nicht immer so. Doch als die Menschen merkten, dass unsere Arbeitskreise wirklich etwas bewegen, begeisterten sich immer mehr dafür.“

Schon 2001 liefen die ersten Vorgespräche. Doch erst mit den Jahren bekam das Projekt Struktur. Heute gibt es ein richtiges Organigramm, das die Wege der Vorschläge erklärt. Und das ist eigentlich ganz simpel: Ideen aus den Arbeitsgruppen kommen in eine Lenkungsgruppe und von da aus direkt in den Gemeinderat, wo sie bewertet und in fast allen Fällen umgesetzt werden.

Die Ideen – darunter der Bau eines Altenheims, Tourismus-Projekte und eben alles rund um regenerative Energien – entstehen vor Ort. Die Bürger wollen Verantwortung übernehmen. Sie wollen Ideen diskutieren, Entscheidungen treffen und das Leben in ihrer kleinen Gemeinde aktiv gestalten. >>



FRÜHER reichte dieser kleine Stausee, um die Menschen in Hellenthal mit Energie zu versorgen. Später war es die Steinkohle aus dem Ruhrgebiet, die Energie brachte, aber zugleich auch zum ersten Mal Abhängigkeit von wirtschaftlichen Entwicklungen und von Entscheidungen, die kein Bürger der kleinen Eifel-Gemeinde beeinflussen konnte



HEUTE stehen die Bürger stolz neben „ihrer“ Photovoltaikanlage, die sogar noch die Nachbargemeinden mitversorgen kann

„Wir sind am Anfang durch die einzelnen Dörfer gefahren und haben gefragt, was der Dorfgemeinschaft fehlt, welche Vor- oder Nachteile die einzelnen Orte haben. Dabei wollten wir uns gar nicht um die Finanzen kümmern, sondern ganz unvoreingenommen fragen, wo Bedarf ist“, erklärt Werner Wamser (57), Industriemeister und Vater von drei Kindern.

Hellenthal lebt Demokratie. Praktisch, patent und überraschend unbürokratisch. „Das ist eine positive Kraft“, findet Bauamtsleiterin Marion Duisberg (42). „Das sieht auch die Politik.“ Und die mischt sich nicht ein, ist aber in den Arbeitsgruppen gerne gesehen. „Wir wollten politikfrei sein und uns unabhängig von der Politik bemerkbar machen. Am Anfang waren die Politiker deshalb verunsichert und wussten nicht, was da auf sie zukam“, erinnert sich Heinz Maschke (65), der seit 28 Jahren in Hellenthal eine Hausarztpraxis hat. „Doch dann haben sich in den Arbeitskreisen auch Politiker aus den einzelnen Fraktionen mit eingebracht. Das Entscheidende war: Sie saßen bei uns als normale Bürger. Wenn ich merken würde, dass der Rat versucht, Einfluss auf die Arbeitskreise zu nehmen, würde ich sofort aussteigen.“

Bislang hatte er dazu keinen Grund. Warum in Hellenthal, wo es über hundert Vereine gibt, das Engagement so gut funktioniert und vor allem das Thema Nachhaltigkeit für die Bürger so enorm wichtig ist, erklärt der stellvertretende Bauamtsleiter Paul Joachim Schmülling (58): „Hellenthal ist 1097 erstmalig erwähnt worden. Früher war hier viel eisenverarbeitende Industrie, die mit der Entdeckung der Steinkohle im Ruhrgebiet niederging. Heute möchten die Menschen das Thema Energie endlich wieder positiv für sich nutzen und diese Abhängigkeit nicht noch einmal haben.“

info >

EHRUNG FÜR HELLENTHAL

Hellenthal (www.hellenthal.de) hat als kleinste von fünf deutschen Städten und Gemeinden von der UNESCO die Auszeichnung „Offizielle Gemeinde der Weltdekade der Vereinten Nationen“ erhalten. Die bis 2014 ausgerufenen Weltdekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ will dazu beitragen, die Prinzipien nachhaltiger Entwicklung in den Bildungssystemen zu verankern.

Mehr dazu: www.bne-portal.de

Aktiv für Sicherheit

3. JUGENDFEUERWEHR HAMBURG

Mit Blaulicht fährt der Feuerwehrwagen durch einen kleinen Park in Hamburgs Norden und hält mitten auf einer Wiese. Sieben Kinder springen heraus. Alle sehen aus wie kleine Feuerwehrleute. Wie auf einen lautlosen Befehl hin stellen sie sich nebeneinander vor das feuerrote Fahrzeug und recken die Köpfe zu ihrem Jugendfeuerwehrwart Florian Büh (28). Der schaut streng in die Runde und ruft: „Brennt Baum! Wasserentnahme: Fahrzeugtank! Lage des Verteilers: Eine B-Länge vom Fahrzeug in diese Richtung. Der Angriffstrupp mit dem ersten C zur Brandbekämpfung des Feuers in der Baumkrone über die rechte Seite vor!“ Jannik (16) wiederholt alles. Dann stürmen sie los. Mit ganz ernsten, konzentrierten Gesichtern.

Um Florian Büh's braune Augen zuckt ein Lächeln. „Das hat noch nicht alles so funktioniert, wie es soll. Aber das ist gar nicht wichtig.“ Schließlich sollen die Zehn- bis 18-jährigen einen Einsatz üben und noch nicht gleich morgen die ersten Menschenleben retten. Denn das ist Aufgabe der Erwachsenen in der Freiwilligen Feuerwehr Hamburg-Poppenbüttel. In der Jugendfeuerwehr geht es um etwas ganz anderes: um Gemeinschaft! „Uns ist es wichtig, Demokratie zu lehren“, erklärt Florian Büh, der seit neun Jahren in der Freiwilligen Feuerwehr ist. „Es ist schön, wenn man sieht, wie manche Kinder bei uns auf einmal aufblühen.“ So wie der 14-jährige Jeremy, der gerade ein junges Paar mit zwei kleinen Kindern im Park entdeckt hat und ihnen stolz das Feuerwehrauto erklärt. Sogar tiefsitzende Ängste wurden schon überwunden, sagt Büh: „Ein Junge, der zuvor ein traumatisierendes Erlebnis mit Feuer hatte, kam zu uns, um seine Angst zu überwinden – und hat es geschafft.“

Er investiert viel Zeit in die Jugendarbeit, und bei seinen Einsätzen als aktiver Feuerwehrmann riskiert er auch schon mal sein

Leben. Geld bekommt er für beides nicht. Das ist in Ordnung, findet er. „Wir sind da, um Menschen zu helfen. Wenn der DME piepst, der digitale Meldeempfänger am Gürtel, bin ich erst einmal beruhigt, wenn ich die Adresse nicht kenne, also keine Freunde oder Familie betroffen sind.“ Die Bilder, die er auf seinen Einsätzen und auch in seinem „echten“ Beruf, der ihn als Polizeireporter zu Unfällen und Katastrophen führt, sieht, wird er trotzdem nicht los. Auch, wenn es sich nicht um Freunde und Verwandte handelt. „Da ist zum Beispiel eine Schleuse, in der immer wieder etwas passierte. Eine Rentnerin nahm sich hier das Leben. Ein Kanufahrer ertrank. Ein Jugendlicher rutschte hinein... Du kommst da hin, suchst ihn und am Ende finden die Taucher seine Leiche. Das sind Bilder, die vergisst du nicht.“

Für die Kinder, die ihre Wasserschläuche einrollen und zum Wagen stürmen, ist all das noch weit weg. „Was ich hier gelernt habe, ist eine gute Vorbereitung, später zur Freiwilligen Feuerwehr zu gehen. Auch wenn ich natürlich noch nicht genau weiß, was da auf mich zukommt“, sagt Jannik, der schon seit 2003 mit dabei ist und mit >>



Zuerst gibt es die Anweisung (oben), dann dürfen die kleinen Feuerwehrleute löschen – so wie Lea (zusammen mit ihrem Vater Joachim Büssenschütt)

Spaß im Team: Die Kinder in der Jugendfeuerwehr Hamburg-Poppenbüttel werden von ihren ehrenamtlichen Betreuern nicht nur aufs Retten und Helfen vorbereitet, sondern lernen viel über Fairness und Demokratie



der „Leistungsspanne“ schon die höchste Auszeichnung besitzt, die ein Jugendfeuerwehrangehöriger in Deutschland erreichen kann. Als Jugendleiter hat er gelernt, sich in der Gruppe durchzusetzen: „Das ist keine Wünsch-dir-was-Veranstaltung, sondern etwas Ernsthaftes“, sagt er. „Menschen helfen, etwas für die Gesellschaft tun – natürlich sind das die Gründe, weswegen ich hier bin. Was viele aber nicht wissen ist, dass das Spaß macht. Es ist einfach ein sehr schönes Hobby.“

Wer sich von den Jugendlichen später für das Ehrenamt entscheidet, ist ungewiss. Dazu braucht es vor allem Vorbilder. Solche wie Joachim Büssenschütt (42). Der Speditionskaufmann ist nicht nur in der Feuerwehr ehrenamtlich aktiv, sondern auch als Rettungsanwärter. „Ich bin seit 25 Jahren bei Hilfsorganisationen. Das Helfersyndrom habe ich also schon etwas länger in mir“, sagt er. Als seine Tochter Lea (11) zur Jugendfeuerwehr ging, war er stolz auf sie und fand die Arbeit so spannend, dass auch er mitmachen wollte: „Es gibt doch gar nichts Sinnvolleres, als in einer Gemeinschaft andere Menschen zu unterstützen und Leben zu retten!“

Dass man dabei auch sein eigenes Leben nicht vergessen darf, haben Christiane Bleckmann und Christian Puls (beide 31) gerade gemerkt, als ein Altenheim brannte: „Etwa 20 alte Leute wären ohne fremde Hilfe gar nicht mehr da rausgekommen. Da denkt man nicht mehr an sich, nur an die anderen“, sagt Christiane. „Am Ende musste ich wegen einer Rauchvergiftung ins Krankenhaus. Aber wir hatten alle Leute gerettet.“ Für die beiden, die schon seit einigen Jahren mit dabei sind, hat die Freiwillige Feuerwehr noch eine ganz besondere Bedeutung: „Erst waren wir Kameraden. Dann wurden wir Freunde. Nun sind wir ein Paar.“

info > JUGENDFEUERWEHR

Die Jugendfeuerwehr Hamburg (www.JF-Hamburg.de) besteht aus 52 einzelnen Gruppen. Bundesweit gibt es 17.600 Jugendfeuerwehren mit rund 240.000 Kindern und Jugendlichen (davon etwa 60.000 Mädchen) im Alter von zehn bis 18 Jahren in Gruppen der Deutschen Jugendfeuerwehr und weitere 400.000 junge Menschen zwischen 18 und 26 Jahren in 25.000 Freiwilligen Feuerwehren aktiv. Adressen vor Ort:

www.jugendfeuerwehr.de.

Aktiv für neue Wege

4. DIE WUPPERTAL-BEWEGUNG

Rechts und links ragen Felswände in die Höhe. Alte Bäume schütten ihr Laub auf den breiten Weg im Tal. „Indian Summer“ im Bergischen Land. Eine Modell-eisenbahn-Landschaft. Hügel, Schluchten, Flüsse und Knusperhäuschen mit grünen Fensterläden. Früher fuhr tatsächlich die Eisenbahn entlang der Wuppertaler Nordhöhen. Das ist lange her. Die 20 Kilometer lange Strecke liegt seit 1999 still. Ihre sieben Tunnel, sechs großen Viadukte, Bahnhöfe und Brücken verrotteten langsam. Pflanzen überwucherten die alten Schienen. Bürger entsorgten darauf ihren Müll.

Als Dr. Carsten Gerhardt (39) an einem Sonntag vor drei Jahren mit seiner Frau spazieren ging, entdeckten sie die alte „Nordbahntrasse“, wie das Wuppertaler Teilstück der ehemaligen „Rheinischen Strecke“ zwischen Dortmund und Düsseldorf genannt wird. „Wir sahen, wie schön der Weg war. Das hat uns nicht wieder losgelassen.“

Der promovierte Physiker und erfolgreiche Unternehmensberater nutzte seine knappe Zeit, um 20 Wuppertaler zu aktivieren und einen Verein zu gründen – die Wuppertalbewegung e.V. Ihr Ziel: Die alte Nordbahntrasse sollte wieder Menschen verbinden. Wenn schon nicht mit der Bahn, dann mit dem Rad oder zu Fuß auf einem sechs Meter breiten und 20 Kilometer langen Weg. Politiker schüttelten den Kopf, dachten wohl: Völlig verrückt! „Wir sahen das anders“, erinnert sich Gerhardt. „Unsere Gleichung war: attraktive Freizeitmöglichkeiten gleich attraktive Stadt. Die wiederum sorgt dafür, dass Arbeitnehmer hier hinziehen.“

Um das Projekt zu realisieren, brauchte es bis zu 16 Millionen Euro. Aber aufgeben? Das wollte Gerhardt nicht und begeisterte immer mehr Menschen für seine Idee. Heute hat die Wuppertalbewegung mehr als 2.000 Mitglieder und aktive Unterstützer. Alle Teilstrecken sind freigelegt. >>



HEUTE wird die alte Bahntrasse von freiwilligen Helfern wieder freigelegt und zum Rad- und Wanderweg ausgebaut. Durch das ehrenamtliche Projekt wurden sogar neue Arbeitsplätze geschaffen, zum Beispiel für Langzeitarbeitslose wie Wilfried Güssen und Lothar Barkert (von links, mit Regine Wietmeyer, Einrichtungsleiterin „Berufliche Integration“ des Wuppertaler Wichernhauses)



FRÜHER: Als Verbindung zwischen Dortmund und Düsseldorf wurde die „Rheinische Strecke“ 1879 in Betrieb genommen. 20 Kilometer führte sie über die Nordhöhe Wuppertals und bekam daher den Namen „Nordbahn“. Doch mit dem Ausbau der Bergisch-Märkischen-Strecke verlor die Nordbahntrasse (hier bei Wuppertal-Wichlinghausen) immer mehr an Bedeutung. 1991 wurde der Personenverkehr eingestellt, 1999 auch der Güterverkehr. Seitdem fristete die Trasse ein Schattendasein. Menschen schmissen ihren Müll auf die alten Gleise, Pflanzen überwucherten die Strecke, die alten Bauwerke und Bahnhöfe verrotteten



Mitglieder der Wuppertalbewegung auf der alten Bahntrasse, die in einen Rad- und Spazierweg umgewandelt werden soll

Eine Machbarkeitsstudie wurde im Frühjahr 2006 geschrieben. Innerhalb weniger Monate sammelte der Verein zu Beginn des Jahres 2007 3,3 Millionen Euro. Das Land NRW sagte Fördermittel in Höhe von 15,8 Millionen Euro zu. Inzwischen ist auch der erste Kilometer Rad- und Wanderweg fertig, erstellt rein ehrenamtlich, noch ohne Fördergelder des Landes. Um zu zeigen, wie es einmal werden soll. „Aus jeder Berufsgruppe sind Mitglieder bei uns vertreten“, erklärt Carsten Gerhardt. „Das bedeutet, dass die Wuppertalbewegung ein riesiges Potenzial hat, auf das sie zurückgreifen kann.“

Da ist zum Beispiel Olaf Nagel (58). Der Wirtschaftsprüfer und Steuerberater im Vorruhestand tauschte das Arbeitsleben eins zu eins gegen das ehrenamtliche Engagement ein und ist jetzt Experte für Projektfragen aller Art, von Ausgleichsmaßnahmen des Naturschutzes bis zu Brücken- und Tunnelanierungskonzepten. Oder Jürgen Gadder (59). Der Geschäftsführer eines Baustoffhandels stellte die Steine für den ersten Kilometer zur Verfügung. „Es ist Aufgabe des Mittelstandes, vor Ort dafür zu sorgen, dass Geld fließt, das sonst nicht zur Verfügung stehen würde“, findet er.

Lutz Eßrich (62), der früher in einem Industriebetrieb die Materialwirtschaft leite-



Kämpft für seinen Traum: Dr. Carsten Gerhardt, Vorsitzender der Wuppertalbewegung, vor einem Abschnitt der Bahntrasse

te und Frührentner wurde, koordiniert das Bauteam und ist für die Beschilderung der Trasse unter stadthistorischen Aspekten zuständig. Gabi (46) und Hans-Hermann Rohleder (54), die einen landwirtschaftlichen Lohnbetrieb leiten, haben spezielle Maschinen zur Verfügung gestellt, damit das erste Teilstück rasch fertig wird. Der Bauingenieur Gerd Kluge (46), der früher als Student über die bergige Landschaft fluchte und nie mit seinem Hollandrad klarkam, wurde für die Einschätzung aller Baumaßnahmen eingeplant und fuhr die gesamte Strecke ab – „inzwischen allerdings mit dem Mountainbike“.



Gerd Kluge und Lothar Laux (von links) setzen sich für den Erhalt der Strecke ein

Der IT-Ingenieur Helmut Kraus (69) will die Bahngeschichte wieder lebendig werden lassen: „Wo immer es möglich ist, wollen wir der Nachwelt zeigen, wie es war, als die Eisenbahn noch durchs Tal fuhr.“ Wilfried Güssen (58) und Lothar Bangert (45) haben durch das eigentlich ehrenamtliche Projekt endlich wieder Arbeit gefunden. „Es macht Spaß“, sagen sie und man weiß nicht, ob sie die Bahn oder ihr eigenes Leben meinen: „Gestern war alles noch verrostet und alt, und plötzlich ist da wieder eine Zukunft.“ Ebenfalls einer der wenigen Nicht-Ehrenamtlichen ist Rainer Widmann (59), der für die Stadt Wuppertal das Projekt begleitet: „Zuerst dachte ich, das schaffen die nie. Heute ist es das aufregendste und verrückteste Projekt, das ich in den letzten 25 Jahren kennengelernt habe.“ Und wann soll alles fertig sein? „Spätestens 2010“, sagt Carsten Gerhardt und lächelt. „Dann soll auf der Strecke ein Marathon stattfinden. Und der wird parallel schon längst organisiert.“

info > WUPPERTALBEWEGUNG

Hauptziel des Vereins Wuppertalbewegung ist es, die Politik in ihrem Engagement für Wuppertal zu unterstützen und Projekte zu fördern, die einen unmittelbaren und nachhaltigen Nutzen für die Bewohner haben. Das erste große Projekt ist die neue Nutzung der Nordbahntrasse. Weitere Projekte wie die Wiedereröffnung von Aussichtstürmen oder die Reaktivierung von Fabrikgebäuden kann sich der Verein vorstellen.

www.wuppertalbewegung.de

Aktiv für Lebensqualität

5. FREIWILLIGENTAG BERLIN

Ein tiefes Loch, Erde und vier kräftige Männerhände – viel mehr braucht es nicht, um einen Baum zu pflanzen. Daniel Büchel und Gerwald Kramm kamen bei ihrer Pflanzaktion ganz schön ins Schwitzen. Eher spielerisch dagegen sahen es Ariel (9) und Armanda (11). Matschen, im Sand buddeln und sich mal so richtig dreckig machen. Herrlich, dass sie das auch noch ausdrücklich durften. Als zwei der jüngsten von mehr als 60 Helfern zwischen vier und 72 Jahren gestalteten sie beim 8. Berliner Freiwillingentag das Freigelände des Integrationskindergartens in der Weserstraße in Berlin-Neukölln. „Das Gute ist, dass wir mit unserem Sandbuddeln anderen Kindern helfen.“

Was vorher noch etwas unfreundlich wirkte, war innerhalb von Stunden so schön und einladend, dass die Kinder am

liebsten sofort weitergespielt hätten. Nicht durch teure Handwerker, sondern durch Ideen und Einsatz von Freiwilligen entstanden eine Ballspielfläche mit Basketballkorb für die Vorschulkinder, ein richtiges Kräuterhochbeet zum Buddeln und Gärtnern, ein sensorischer Pfad für unterschiedliche Sinneserfahrungen, neu gestaltete und bepflanzen Grünflächen, frisch gestrichene Spielgeräte, ein renoviertes Holzhaus, ein Fahrradstand mit Überdachung und ein Sichtschutz für die Müllcontainer.

Allein hätten das die Eltern und Erzieher der Kita nicht geschafft. Möglich wurde die Aktion nur, weil es den Freiwillingentag gab – und Mitarbeiter und Familienangehörige der Firma Microsoft, Mitglieder der Jungen Union Neukölln, freiwillige Mitarbeiter des Unionhilfswerks und viele weitere Helfer mit Werkzeugen anrückten und unter an-

derem vier Kubikmeter Mutterboden und 500 Schrauben verbrauchten, hundert Holzpflocke und Kanthölzer setzten, 7,5 Liter Farbe strichen und 15 große Holzlatten verbauten.

Meryem Daras (25) stand nach der Arbeit glücklich vor dem großen „Freiwillingen-Werk“ für „ihre“ Kita: „Als Elternsprecherin und Mutter von zwei Kleinkindern ist es mir natürlich wichtig, dass das Freigelände der Kita so schnell wie möglich nett und spielgerecht umgestaltet wird. Dass an diesem Tag viele freiwillige Helfer diese Sache gemeinsam mit uns tatkräftig angehen, weiß ich sehr zu schätzen.“ >>

info > UNIONHILFSWERK

Das Unionhilfswerk mit Sitz in Berlin wurde nach dem Krieg in Zeiten der Not gegründet und hat bis heute das Leitmotto „Wir gestalten individuelle Lebensqualität“. Ziel ist es, Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten, Menschen für ein Engagement zu motivieren, zu aktivieren und zu unterstützen. Weitere Informationen unter: www.unionhilfswerk.de.



Engagierte Bürger beim Freiwillingentag in Berlin: Die einen kletterten für eine Basketball-Anlage in luftige Höhen, die anderen versorgten die Helfer mit Kuchen



Daniel Büchel und Gerwald Kramm pflanzen auf dem Gelände des Kindergartens einen Baum

HEUTE: Gerade für ältere Menschen ist der DORV-Laden vor der Tür wie ein Geschenk



& Trinken

Aktiv für das Dorf

6. JÜLICH: DAS DORV-PROJEKT

Ein Duft nach frischen Brötchen liegt in der Luft. Über den Vorplatz geht eine alte Dame, parkt ihren roten Rollator neben zwei Reklametafeln und betritt das Geschäft: „Morje!“ So grüßt man am Niederrhein. In Jülich-Barmen. 1400 Einwohner. Im Vorraum werden „Panhas und Möhreintopf“ als Mittagsgesichte angepriesen. Fleischsalat ist auch im Angebot, 100 Gramm für 0,69 Euro. Zettel wie „Saubertee bietet Putzdienste“ hängen am Schwarzen Brett. Geldautomat, Kontoauszugdrucker, eine Mischung aus Reisebüro und Amtsstube. Rechts ein Einkaufsbereich mit Zeitschriften, Schreibwaren, Brot, Getränken, Fleisch- und Käsetheke, Konserven und frischem Gemüse vom Landwirt nebenan. Die Infrastruktur einer Kleinstadt und 3.000 unterschiedliche Produkte auf gerade mal 150 Quadratmetern Fläche!

Sogar einen Arzt gibt es im Gebäude. Und Reinigung? Essen auf Rädern? Häusliche Pflege? „Klar, das bieten wir alles mit an. Gehört alles dazu“, sagt Heinz Frey (53). Er ist verheiratet, hat drei Kinder, arbeitet seit über 30 Jahren als Lehrer und hat nebenbei Architektur studiert. Eigentlich könnte er es sich gutgehen lassen und den Feierabend genießen. Doch das ist nicht sein Ding. Erst recht war es das 2001 nicht, als er sah, wie in seinem Heimatdorf langsam die Lichter ausgingen: „Früher gab es in Jülich-Barmen zwei Metzger, drei Lebensmittelläden, eine Post und eine Sparkassenfiliale. Mit den

Jahren wurde das weniger. Am Ende wurde auch noch die Sparkasse geschlossen.“ Nein, witzig war das nicht. Vor allem nicht für die alten Menschen. „Sie verloren den letzten Rest an Selbstständigkeit. Wer gibt schon gerne der Enkelin das Sparbuch, damit sie Kilometer entfernt das Geld abhebt?“

Mit einigen Bürgern fing er an zu grübeln. Brauchte man einen Tante-Emma-Laden? Nein, der allein würde nicht reichen. „Wenn ich ein lebenswertes Dorf erhalten will, brauche ich sowohl junge als auch alte Menschen. Wenn ich will, dass sie bleiben, muss ich sie rundum versorgen. Sie brauchen nicht nur Lebensmittel, sondern auch Dienstleistungen. Damit schaffe ich ein Mehr an Lebensqualität und ganz nebenbei auch Arbeitsplätze!“ Die Idee: ein Dreisäulen-Modell. Güter des täglichen Bedarfs aus der Region, immer an den Kundenwünschen orientiert, als erste Säule. Dienstleistungen von der Führerscheinausgabe über den Paket- und Briefdienst bis zur Reinigung als zweite Säule. Eine Sozial-Service-Station als dritte Säule.

Im März 2003 gründete Heinz Frey einen Verein: DORV – was kein Rechtschreibfehler ist, sondern für „Dienstleistung und ortsnahe Rundumversorgung“ steht. Er organisierte den passenden Raum und erarbeitete ein Konzept, wie möglichst viel auf wenig Quadratmetern untergebracht werden kann. – Politik, Banken und Sparkasse lachten. Viele Bürger guckten >>



FRÜHER: Geschlossen! Eines von fünf Geschäften, die in Jülich-Barmen mal existierten. Am Ende gaben alle auf. Auch Post und Sparkasse machten dicht



Ein Rollator „parkt“ direkt vor dem Geschäft (oben). Menschen wie Heinz Frey und Mathilde Holtz (rechts) gaben vielen alten Menschen ihre Eigenständigkeit zurück



skeptisch. Doch am Ende fehlte nur noch eines: Geld! „Wir sind von Haus zu Haus gegangen, haben Anteilsscheine zu 250 Euro verkauft und so die ersten 25.000 Euro zusammenbekommen.“ Das reichte bei viel Eigenleistung für die Erstaussstattung. „Danach haben wir den Bürgern drei Prozent Zinsen geboten, Privatkredite bekommen und die nächsten 25.000 Euro zusammen gehabt. Erst als dann auch noch unsere Eigenleistung kapitalisiert wurde, was auch wieder 20.000 Euro brachte, waren wir so weit kreditwürdig, dass wir ein Existenzgründungsdarlehen bekamen.“ Und nicht nur das: Bald bekamen sie auch Preise, Ehrungen, und: jede Menge Kunden!

Rund 250 Menschen kaufen täglich im DORV-Laden ein. Angela Hachenberg (45), die das Projekt über ihre feste Stundenzahl als Verkäuferin hinaus ehrenamtlich unterstützt, hilft Kindern beim ersten Einkauf, verrät Kochrezepte und fährt für backbegeisterte Barmerinnen auch gerne mal rüber in den Großmarkt und besorgt die gute Eifelsahne. Und Mathilde Holtz (66), die das Projekt ebenfalls ehrenamtlich unterstützt, betont: „Das Bewusstsein der Menschen, dass man hier einkaufen muss, um das Ganze auf Dauer zu erhalten, ist die Grundvoraussetzung, damit alles funktioniert.“

Manchmal springt sie ein, wenn Heinz Frey unterwegs ist – denn der ist inzwischen ein gefragter Mann: „Wir haben mittlerweile 17 Standorte in ganz Europa, wo wir dabei sind, mit den Bürgern diese Zentren einzurichten.“ Und fragt ihn jemand, warum er sich so sehr einsetzt, obwohl er dafür doch gar nichts bekommt, grinst er und erzählt wie das war, früher als Kind: „Ich bin auf einem kleinen Bauernhof aufgewachsen. Dort habe ich schon früh gelernt zu arbeiten, aber auch mich für das Allgemeinwohl einzusetzen. Wenn wir da einfach die Hände in den Schoß gelegt hätten, dann hätte das Leben nicht funktioniert.“

info >

DAS DORV-KONZEPT

DORV steht für **D**ienstleistungen und **o**rtsnahe **R**undum**v**ersorgung und will den Lebensraum auf den Dörfern stärken und die wirtschaftliche und kulturelle Identität erhalten. Die nachhaltige Entwicklung soll gefördert werden und die Gedanken der lokalen Agenda, also Ökonomie, Ökologie und Soziales, erfüllen. Weitere Infos und Ansprechpartner gibt es im Internet unter www.dorv.de.



Die Feier der „Landshuter Hochzeit“ bringt eine ganze Stadt auf die historische Bühne

Aktiv für Kultur

7. LANDSHUTER HOCHZEIT

Sie glauben, die Hochzeit von Prinz Charles und Lady Di 1981 war etwas Besonderes? Oder 2002 die tränenreiche Zeremonie von Maxima und Willem Alexander von Holland? Fragt sich nur, ob sich dafür in über 500 Jahren noch eine ganze Stadt in historische Kostüme kleiden und das Ereignis im Vier-Jahres-Rhythmus immer wieder nachfeiern würde... So wie die Hochzeit der polnischen Königstochter Hedwig und des Wittelsbacher Herzogssohnes Georg, 1475 in Landshut. Die wäre nach heutigen Maßstäben ein Mega-Event gewesen: acht Tage Dauerparty, eines der prunkvollsten Feste des späten Mittelalters.

„Die Hochzeit war damals das größte Ereignis der Region“, erklärt Christoph Thoma, der Sprecher des Vereins Die Förderer. 1903 wurde sie zum ersten Mal nachgefeiert. Seitdem findet die „Landshuter Hochzeit“ alle vier Jahre als Großereignis statt. „Wir haben bis zu 2.400 Mitwirkende“, sagt Thoma. „Sie alle sind ehrenamtlich und machen aus Stolz auf ihre Geschichte mit. Dazu kommt bestimmt auch noch die Begeisterung für das Theaterspiel, die man den Niederbayern eben nachsagt.“

Der besondere Reiz sei das Wissen über die eigene Geschichte. Denn dank mehrerer Chroniken sind die Bürger in der Lage, das Fest absolut detailgetreu nachzuspielen – von der Kleidung, die ebenfalls ehrenamtlich geschneidert wird, über die Tänze bis zur genauen Menü-Folge von einst. Außerdem sei da noch das Bühnenbild, sagt Thoma: „Die Burg, die Kirche – unser Fest spielt bis heute an den Originalschauplätzen von damals.“

info >

LANDSHUTER HOCHZEIT

Die Landshuter Hochzeit ist ein Fest, das alle vier Jahre stattfindet und an die Vermählung des bayerischen Herzogs Georgs des Reichen 1475 mit Hedwig Jagiellonica, der Tochter des polnischen Königs Kasimir IV. Jagiello erinnert. Infos zur nächsten Veranstaltung (27. Juni bis 18. Juli 2009) und die historischen Hintergründe gibt es online unter www.landshuter-hochzeit.de.

Aktiv für Jugendliche

8. BARTHOLOMÄ: DIE MINIKÖCHE

Kochen macht Spaß und kann so gesund sein. Was Anfang der 90er-Jahre als „Ferienprogramm Bartholomä“ begann, ist ein europaweites Vorzeigeprojekt geworden. Und außerdem ein Beispiel dafür, wie sich Unternehmer in ihrer Region engagieren können. Kinder zwischen zehn und zwölf Jahren lernen als „Europa-Miniköche“ spielerisch nicht nur kochen, sondern auch viel über das Engagement in der Gemeinschaft, faires Miteinander, über Gesundheit und Umweltschutz.

Dahinter steht bis heute der Wahlspruch des Gastronomen Jürgen Mädger vom Sport- und Bildungszentrum Bartholomä in Baden-Württemberg, der die Aktion ins Leben rief: „Unsere Zukunft können wir nur sichern, indem wir unser Wissen und unsere Fertigkeiten an unsere Kinder weitergeben.“ – Der Großteil der Kosten für

Unterricht und zahlreiche Aktionen werden von großen Firmen, Sponsoren und Projektpartnern getragen. Das Sport- und Bildungszentrum Bartholomä ist mit den Europa-Miniköchen auch Teil des Projekts www.unternehmen-fuer-die-region.de und wurde in diesem Jahr für vorbildliches Engagement von der Bertelsmann Stiftung ausgezeichnet. }}

info > DIE MINIKÖCHE

Die „Europa-Miniköche“ sind ein von der Bertelsmann Stiftung ausgezeichnetes Projekt des Sport- und Bildungszentrums Bartholomä (Baden-Württemberg), bei dem „Miniköche“ im Alter von zehn bis zwölf Jahren spielerisch die Grundlagen gesunder Ernährung lernen. Anmeldung und Informationen unter

www.minikoeche.de



Beim Einsatz für ein Fest: ein kleiner Koch in seiner weißen „Arbeitskleidung“

INTERVIEW

Mit dem Herzen helfen

Wo soll man sich engagieren? Und was hat man selbst davon? Viel mehr als man denkt, ist sich **Jimmy Schmied** aus Gütersloh sicher

Einem alten Menschen die Hand halten, ihm zuhören, für ihn da sein. Für Jimmy Schmied (65) aus Gütersloh ist das seit mehr als 20 Jahren eine Herzensangelegenheit. Und genau das muss es sein, findet die Frau eines Textilunternehmers, stolze Mutter und Großmutter. Nur wer die eigenen Gefühle entscheiden lässt, für was er sich engagieren will, wird seinen Weg im Ehrenamt finden und dabei auch selbst die glücklichsten Stunden erleben. So wie Jimmy Schmied, die den Wunsch, Alt und Jung zusammenzubringen, immer wieder realisiert.

Haben Sie irgendwann gesagt: „So, jetzt engagiere ich mich für andere.“ Oder wie fanden Sie den Weg ins Ehrenamt?

Das hat sich spontan ergeben. Ich war mit einer Freundin in einem Altenheim und wurde vom Heimleiter angesprochen, ob ich mir vorstellen könne, ehrenamtlich mitzuarbeiten. Ich sagte zu, allerdings nur unter der Bedingung, meine eigenen Ideen umsetzen zu können. Seitdem gehe ich jeden Montagnachmittag in dieses Altenheim. Wir singen, ich lese Geschichten vor und oft erzähle ich auch über den normalen Alltag draußen. Außerdem bin ich seit zwölf Jahren in der Stadtstiftung Gütersloh engagiert,

eine Stiftung, in der ich auch viele andere Ideen und Projekte umsetzen kann.

Tut es nicht schrecklich weh, wenn man über so viele Jahre hinweg in einem Altenheim Menschen leben und sterben sieht?

Wenn einer stirbt, dann tut das weh. Aber da sind auch immer wieder die kleinen Dinge, die glücklich machen. Ein Herr zum Beispiel war schon 96 Jahre alt, als er im Sterben lag. Er hat meine Hand genommen und zu mir gesagt: „Du musst nicht traurig sein, ich gehe gerne. Und wenn ich da oben im Himmel bin, werde ich ihm sagen, er soll auf dich aufpassen.“ Er wusste, seine letzte Stunde war da. Wenn man dann so etwas gesagt bekommt, sind das die Augenblicke, die mich bereichern

Sie bringen in ihren Veranstaltungen auch regelmäßig Alt und Jung zusammen.

Ja, mit der „Sternschnuppenzeit“ zum Beispiel, zu der wir Kinder aus Kindergärten einladen. Die alten Leute sitzen im Kreis, die Kleinen sitzen auf einem Kissen in der Mitte. Wenn die Brücke zwischen Alt und Jung gebaut wird – das ist unglaublich, so emotional und vor allem so ehrlich und unverfälscht.

Was nehmen Sie aus diesen Momenten mit?

Man kommt dadurch immer wieder auf den Boden der Tatsachen zurück und weiß: Das



Jimmy Schmied engagiert sich seit mehr als 20 Jahren ehrenamtlich für alte Menschen

ist das Leben! Ich weiß, dass mir die Arbeit liegt und genieße die kleinen Augenblicke, die das Leben dann für einen selbst schön machen.

Was würden Sie jemandem raten, der sich ehrenamtlich engagieren will?

Die Wahl, für was er sich engagieren will, muss jeder für sich treffen. Hilfreich ist es oft, Kontakt mit einer Bürgerstiftung, Kirche oder anderen Institution aufzunehmen. Doch egal, für was man sich einsetzt: Ich bin der Überzeugung, dass es von Herzen kommen muss. Die Menschen spüren, ob es jemand ehrlich mit ihnen meint. Eine Show kann man nicht machen. }}

BLICK AUF DEUTSCHLAND

So aktiv sind die Bundesbürger

Eine Schätzung bescheinigt den Deutschen einen steigenden freiwilligen Einsatz und ein großes Potenzial an Engagement. Aber sie wünschen sich mehr Informationen, wo sie sich ehrenamtlich betätigen können

Sie helfen, sie organisieren, sie packen mit an: Fast jeder dritte Deutsche über 14 Jahren hat ein Ehrenamt inne, ist in einer politischen Vereinigung aktiv oder anderweitig freiwillig tätig. Über 23,4 Millionen Menschen engagieren sich in Deutschland. Das ergab der zweite Freiwilligensurvey der Bundesregierung aus dem Jahr 2004.

Seit 1999 gab es den größten Anstieg des Engagements in der Gruppe der Senioren, der bei den 60- bis 69-Jährigen mit einem Zuwachs von 31 auf 37 Prozent am höchsten war. Am häufigsten engagieren sich die Befragten übrigens in Vereinen (43 Prozent, Spitzenreiter: Sport), erst mit großem Abstand folgt dahinter die Arbeit für Kirchen und religiöse Einrichtungen (15 Prozent). Eine der aktivsten Gruppen sind mit 36 Prozent die Jugendlichen. Auf die Frage, ob sie aus dem ehrenamtlichen Engagement auch für sich einen Nutzen ziehen, geben fast hundert Prozent an,

durch ihre Tätigkeit Fähigkeiten erworben zu haben, die ihnen wichtig sind.

Als häufigste Motive für ihre Tätigkeit geben die Befragten an, dass sie dadurch die Gesellschaft mitgestalten wollen. Außerdem spielt die Gemeinschaft eine große Rolle. Fragt man die Bürger nach ihren Verbesserungsvorschlägen an Staat und Öffentlichkeit, fällt auf, dass der Wunsch nach Ehrungen und öffentlicher Anerkennung mit 24 Prozent gering ist. Groß dagegen ist der noch lange nicht befriedigte Bedarf an Information und Beratung zu den verschiedenen Möglichkeiten des freiwilligen Engagements.

Die generelle Bereitschaft in der Bevölkerung, Arbeitskraft, Ideen und freie Zeit in den Dienst einer Sache zu stellen, ist hoch: 32 Prozent der Menschen, die sich bislang nicht engagieren, sind generell dazu bereit. Und auch unter denen, die schon einer freiwilligen Tätigkeit nachgehen, gibt es viele, die diese noch ausweiten wollen.]]

Freiwillig Engagierte nach Erwerb

Frauen und Männer ab 14 Jahren
Angaben in Prozent



Grafik: Dieter Duneka/Quelle: infratest, Freiwilligensurvey 2004

Hier kann man mitmachen

Viele Menschen sind aktiv – einige Beispiele für Organisationen:

Bund Umwelt und Naturschutz (BUND):

Der BUND hat mehr als 400.000 Mitglieder und Förderer, darunter sind rund 268.000 direkte Mitglieder. 2007 erhielt der Bundesverband 5,6 Millionen Euro Spenden.

Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft e.V. (DLRG):

Die DLRG hat eine Million Mitglieder und Förderer. Rund 47.000 Mitglieder im Wasserrettungsdienst wachen jährlich mehr als zwei Millionen Stunden über die Sicherheit von Badegästen. Alleine 2007 retteten sie 482 Menschen.

Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe:

1.500 Ehrenamtliche sind für die Schlaganfall-Hilfe tätig. Neben 440 Selbsthilfegruppen gibt es rund 200 Regionalbeauftragte. Das sind Ärzte, die sich für Prävention und Rehabilitation engagieren.

Deutsches Rotes Kreuz (DRK):

Das DRK hat weltweit rund 125 Millionen Mitglieder, bundesweit etwa 4,7 Millionen. Darunter sind insgesamt 400.000 Aktive. Jährliches Spendenaufkommen: knapp 40 Millionen Euro.

Feuerwehr:

In Deutschland gibt es 25.513 Feuerwehren, unterteilt in 24.531 Freiwillige Feuerwehren, 99 Berufsfeuerwehren, 801 Werksfeuerwehren, 801 Betriebsfeuerwehren und über 17.000 Jugendfeuerwehren mit zusammen 1,4 Millionen aktiven Mitgliedern.

Grüne Damen:

Anfang 2007 waren für die Evangelische Krankenhaushilfe (EKH) 11.126 Grüne Damen und Herren (10.430 Damen und 696 Herren) in 443 Krankenhäusern und in 265 Alteneinrichtungen tätig, wo sie sich um Patienten kümmern.

Malteser Hilfsdienst e.V.:

Mit 850.000 Förderern, 35.000 ehrenamtlichen und 3.000 hauptamtlichen Mitarbeitern ist die katholische Hilfsorganisation an mehr als 500 Orten vertreten.

UNICEF Deutschland:

Mehr als 8.000 freiwillige Mitarbeiter setzen sich für UNICEF ein. Darüber hinaus tragen jedes Jahr 900.000 Spender und 500.000 Käufer von Grußkarten dazu bei, dass mit dem Geld in fast 160 Ländern Kindern in Not geholfen werden kann.



Freiwilliges Jahr:

Allein im Jahr 2007 machten mehr als 33.000 junge Menschen aus ganz Deutschland ein „Freiwilliges soziales Jahr“ oder ein „Freiwilliges ökologisches Jahr“



Amnesty International:

Mehr als 100.000 Deutsche unterstützen die Arbeit von Amnesty International und sind in 700 Gruppen organisiert



Technisches Hilfswerk (THW):

Insgesamt 80.000 Menschen zwischen zehn und 99 Jahren engagieren sich ehrenamtlich für das THW. Die Nachwuchsorganisation, die THW-Jugend e.V., hat mehr als 15.000 Mitglieder



Die Tafel:

Die bundesweit rund 32.000 ehrenamtlichen Tafel-Helfer sammeln Lebensmittelspenden und geben sie Bedürftigen

Wie alles begann...

„Wer an den Dingen der Stadt keinen Anteil nimmt, ist kein stiller, sondern ein schlechter Bürger“, sagte schon der Athener Staatsmann Perikles etwa 500 v. Chr. Denn schon im **alten Griechenland** war es Sache eines jeden männlichen Bürgers, sich für das Gemeinwesen zu engagieren. Auch in der christlichen Tradition, im Liebesgebot der Bibel, findet man Wurzeln sozialen Engagements. Ein frühes Beispiel dafür ist der als Ritterorden gegründete **Johanniterorden**, der schon 1099 in Jerusalem ein Spital für Notleidende errichtete.

Doch erst in der **Preußischen Städteordnung von 1808** wurde die Möglichkeit des Bürgers zur Mitbestimmung auch schriftlich festgelegt. Damit wuchs die Bedeutung des Ehrenamts weiter an. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelten ehrenamtlich arbeitende Bürger die kommunale Armenpflege – die Grundlage der modernen Sozialarbeit. Der **Theologe Johann Hinrich Wichern** (1808-1881) forderte erstmals die soziale Verantwortung des Staates ein und gründete später die Innere Mission der Evangelischen Kirche. Neben dem politischen Ehrenamt entsteht das soziale – und damit viele neue Aktivitäten wie die **Arbeiter- und Frauenbewegung**, Fürsorgevereine, Freiwillige Feuerwehren, Schützen-, Turn- und Gesangsvereine.

Während des **Nationalsozialismus** wurde das Ehrenamt gleichgeschaltet, „zum Wohle des Volksganzen“ hieß es da. So bekamen zum Beispiel Rotes Kreuz und Caritas durch die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) eine gleichgeschaltete Konkurrenz.

Freiheit und Demokratie führten nach 1945 dann zu einer **Wiederbelebung des bürgerlichen Engagements**. Neue Formen kamen in den 70er- und 80er-Jahren hinzu, als Menschen sich zum Beispiel in Bürgerinitiativen für Friedens-, Umwelt- und Frauenpolitik einsetzten.

Heute engagiert sich jeder dritte Deutsche ehrenamtlich. Das Ehrenamt wird immer weiter **professionalisiert** und längst sind es nicht mehr nur politische Ideale oder christliche Werte, die das Ehrenamt stützen, sondern der Wunsch nach Selbstverwirklichung und dem Einsatz der eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen.



Einer der Väter des Engagements:
Johann Hinrich Wichern

Der Gesellschaft etwas zurückgeben

Ihre Wurzeln haben sie in Nordamerika, doch auch in Europa werden Bürgerstiftungen immer beliebter. Wir sprachen mit zwei Stiftungsgründern über ihre Erfahrungen, Ziele und Zukunftswünsche

INTERVIEW: BRITTA NAGEL | FOTOS: FRANK NÜRNBERGER



Dr. Klaus Rollin fasste nach 30 Jahren erfolgreicher Arbeit als Notar 1998 den Entschluss, sich im gemeinnützigen Bereich seiner Heimatstadt zu engagieren und gründete die Bürgerstiftung Hamburg

Sich gemeinsam mit anderen für eine Sache engagieren, etwas bewegen und sich für die Gesellschaft einsetzen – Tina Roche aus Dublin und Dr. Klaus Rollin aus Hamburg haben sich das zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. In ihren Heimatstädten haben sie erfolgreiche Bürgerstiftungen gegründet. Um sich mit anderen Stiftungen auszutauschen, trafen sie sich jetzt mit 60 Vertretern von Bürgerstiftungen aus zwölf Ländern in Berlin. Das Treffen wurde bereits zum achten Mal unter Federführung des von der Bertelsmann Stiftung gegründeten TCFN (Transatlantic Community Foundation Network) organisiert.

Mrs. Roche, Ihre „Community Foundation for Ireland“ setzt sich hauptsächlich für soziale Belange ein, von den Problemen alleinerziehender Eltern bis zu denen alter Menschen. Was hat Sie motiviert, eine Bürgerstiftung mit diesen Schwerpunkten zu gründen?

TINA ROCHE: Ich hatte schon immer nach einer Möglichkeit gesucht, mein Interesse an Wirtschaft und an sozialen Themen zu verbinden. Ich habe jahrelang mein Geld als Be-

triebswirtin verdient, aber in meiner Freizeit immer noch ehrenamtlich für soziale Belange, unter anderem für Amnesty International, gearbeitet. Nebenbei habe ich noch ein eigenes Kind und zwei Adoptivkinder aufgezogen. Vielleicht liegt es an meinem Elternhaus, dass mich das Thema „soziale Gerechtigkeit“ so sehr interessiert. Ich bin als ältestes von insgesamt sieben Geschwistern aufgewachsen, und es war für uns alle aufgrund unserer Erziehung selbstverständlich, uns schon als Kinder für Schwächere einzusetzen. Mein Vater, der eine Gewerkschaftsbank geleitet hatte und sich ehrenamtlich stark engagierte, ist mein Vorbild. Als ich vor einigen Jahren las, dass sich in Dublin eine Bürgerstiftung etablieren wollte, sah ich meine Chance gekommen.

Über welche finanziellen Mittel verfügt Ihre Stiftung?

ROCHE: Wir verfügen über ein Kapital von 27 Millionen Euro und konnten im vergangenen Jahr 2,5 Millionen Euro an wohltätige Organisationen vergeben, die sich auf diesen Feldern betätigen. Wir sind die größte

Bürgerstiftung Irlands, aber auch die einzige des Landes.

Herr Dr. Rollin, dagegen ist die von Ihnen vor fast zehn Jahren gegründete Bürgerstiftung Hamburg mit ihren vier Millionen Euro Kapital eher ein kleiner Fisch...

DR. KLAUS ROLLIN: ...immerhin ist unsere Stiftung gerade Erbin von weiteren etwa fünf Millionen Euro geworden. Damit und mit den gut 200 ehrenamtlichen Mitarbeitern ist sie die größte deutsche Bürgerstiftung. Anders als in den USA und Kanada verfügen deutsche Bürgerstiftungen über nicht annähernd so viel Geld. Schließlich gibt es diese Form der Stiftung bei uns erst seit zwölf Jahren, als Reinhard Mohn in Gütersloh die erste Bürgerstiftung ins Leben rief. Umso erstaunlicher ist es, wie schnell sich die Idee in Deutschland verbreitet hat.

Was hat Sie damals dazu bewogen, in Hamburg eine Bürgerstiftung ins Leben zu rufen? Wie kamen Sie auf die Idee?

ROLLIN: In meiner mehr als 30-jährigen Arbeit als Notar hatte ich häufiger Mandan-



Tina Roche hat in nur sechs Jahren aus dem „Nichts“ die Community Foundation for Ireland aufgebaut und zu einer der erfolgreichsten Bürgerstiftungen Europas gemacht

ten, die nicht wussten, was nach ihrem Tod mit ihrem oftmals nicht unerheblichen Erbe passieren sollte. Das fand ich sehr bedauerlich. Anfang 1998 hörte ich zufällig bei einem Vortrag von dem Prinzip der amerikanischen Bürgerstiftung, was mir auch für Hamburg nachahmenswert erschien. Da ich mich immer schon sozial mehr engagieren wollte – ich hatte u.a. die Umweltstiftung von Greenpeace gegründet – entschied ich mich, meinen Beruf aufzugeben und mich voll für die Gründung einer Bürgerstiftung in Hamburg einzusetzen.

Wo liegt der thematische Fokus der Hamburger Stiftung?

ROLLIN: Anders als in Tinas Bürgerstiftung und als in den meisten angloamerikanischen Stiftungen unterstützen wir nicht nur bestehende wohltätige Organisationen, sondern entwickeln auch eigene Projekte. Wir glauben, auf diese Weise die Projekte wesentlich besser kontrollieren und in unserem Sinne nachhaltig steuern zu können. Inhaltlich liegt unser Schwerpunkt in der Jugendarbeit. Mit Hilfe von Musik-, Sport- und Tanzprojekten ar-

beiten wir überwiegend mit Jugendlichen aus sozial schwachen Stadtgebieten zusammen und motivieren sie mit großem Erfolg, sich künstlerisch zu engagieren und als Vorbild für andere zu agieren. Unsere so genannte „Hot Schrott“-Band, wo Jugendliche fünf Jahre lang unter Profi-Anleitung mit „Instrumenten“ aus Schrott musizierten und Auftritte hatten, läuft inzwischen so gut, dass sie sich jetzt sogar selbst trägt.

Was wünschen Sie sich beide für die Zukunft Ihrer Stiftungen?

ROCHE: Dass sich die momentane, weltweite Finanzkrise nicht allzu negativ auf unser Spendenaufkommen auswirkt. In meiner Heimat Irland gibt es noch genug soziale Not, die vom Staat allein so sicher nicht bekämpft werden kann.

ROLLIN: Ich wünsche mir, dass auch nach meinem Ausscheiden als Sprecher des Stiftungsvorstands im vergangenen Jahr die Stiftung sich weiterhin so erfolgreich entwickelt wie bisher. Aber ich bin da sehr zuversichtlich, weil ich weiß, mit welchem Engagement sich alle für die gute Sache einsetzen.]]

info >

WIE GRÜNDET MAN EINE STIFTUNG?

Am Anfang steht ein Mensch mit einer Idee. Für alles, was dann für die Planung und Gründung einer Bürgerstiftung wichtig ist, gibt es Leitfäden und Hilfen: Einen Überblick über alle Angebote gibt es unter www.stiften-in-deutschland.de. Zentrale Anlaufstelle für Informationen ist außerdem der Bundesverband Deutscher Stiftungen unter www.stiftungen.org. Dort gibt es auch Mustersatzungen. Zahlreiche Beispiele aus der Praxis hat die Bertelsmann Stiftung auf der Internetseite www.ratgeber-stiften.de zusammengestellt. Wer wissen will, ob es bereits andere Stiftungen mit einem ähnlichen Anliegen gibt, kann unter www.stiftungsindex.de suchen. Außerdem unterhält die **Bertelsmann Stiftung** eine eigens auf Fragen der Stiftungsgründung und -führung spezialisierte Abteilung, die Stifter und Stiftungen mit vielfältigen Informationsangeboten unterstützt.

KONTAKT: Dr. Alexandra Schmied
alexandra.schmied@bertelsmann.de

info >

DIE STIFTUNGEN

Community Foundation for Ireland:

Die Ende der 90er-Jahre in Dublin gegründete Bürgerstiftung sollte auf drei Grundpfeilern ruhen: ein Vermögensfonds für Gemeinwesen und ehrenamtliche Tätigkeiten und ein weiterer für die finanzielle Förderung der Belange von Kindern. Außerdem wollte man ein Programm entwickeln, durch das die Wirtschaft das Gemeinwohl fördert und unterstützt. Als Geschäftsführerin wählte man die Menschenrechtlerin Tina Roche, die in nur sechs Jahren die Community Foundation for Ireland aufbaute und sie zu einer der erfolgreichsten Bürgerstiftungen Europas machte.

Infos: www.foundation.ie

BürgerStiftung Hamburg

Die BürgerStiftung Hamburg gibt es seit 1999. Ihre Arbeit wird überwiegend von ehrenamtlichen, freiwilligen Helfern erbracht. Mehr als 200 Bürger engagieren sich mit unterschiedlichsten Fähigkeiten in allen Bereichen – von Büroarbeiten über Bankgeschäfte bis hin zur Projektevaluation, der Betreuung von Treuhandstiftungen, der Organisation von Veranstaltungen, der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit und vieles mehr. Viele arbeiten direkt in den Projekten, lesen vor, helfen bei der Organisation, geben „guten Rat vor Ort“.

Infos: www.buergerstiftung-hamburg.de



TEACH FIRST



Lehrer – eine Lehre fürs Leben

An der Addington High School im Süden von London unterrichten Absolventen führender britischer Unis, bevor sie in den regulären Arbeitsmarkt eintreten. Zum Nutzen der Schüler – und der „Lehrer“

TEXT: JULIA GROSSE | FOTOS: DOMINIK GIGLER



Cooler Business-Karriere oder Schulbank? Seit Tessa Hall bei „Teach First“ als Lehrerin arbeitet, kann sie sich ein Leben ohne ihre Schüler gar nicht mehr vorstellen

Unter einer ausladenden Kastanie stehen vier Teenagerinnen und ziehen mit ihren rosa geschminkten Lippen hastig an ihren Zigaretten. Es ist neun Uhr am Morgen, sie müssen in ihre Klassen. Auf der Steinwand des flachen Schulgebäudes weist ein Schild darauf hin, dass es sich hier um eine „You can do it School“ handelt. Und wenn man bedenkt, dass New Addington trotz der umliegenden Felder und saftigen Wiesen eine eher

sozial schwache Gegend mit hoher Arbeitslosigkeit ist, wirkt dieses Schild wie ein leidenschaftlicher Appell: Denn die Addington High School, lange bekannt für ihren schlechten Ruf und noch schlechtere Schülernoten, arbeitet heute erfolgreich mit Lehrern der britischen Organisation „Teach First“ (s. Kasten auf Seite 38) zusammen.

Im Augenblick sind es elf, und eine von ihnen erkennt man an diesem Morgen schon aus weiter Entfernung an ih- >>



„Der Unterricht ist erfüllend: Wir haben die Chance, unsere Gesellschaft zu verändern“

KATIE HALL,
ging nach ihrem Abschluss an der Universität zu „Teach First“ und will bleiben



War lange für ihren schlechten Ruf bekannt und setzt inzwischen erfolgreich auf das Konzept von „Teach First“: die Addington High School (oben). Malen, Zeichnen, kreativ werden: Tessa Hall weckt in ihren Schülern ungeahnte Potenziale (oben rechts)



Katie Hall hat Kunst studiert und gibt jetzt im Rahmen von „Teach First“ selbst Kunstunterricht. Dabei ist sie nicht nur Lehrerin, sondern vor allem auch ein Vorbild für die Schüler

ren klackernden Absätzen. Katie Hall könnte mit ihrem schwarzen Kostüm und den lärmenden Stiletto auch ein Trainee bei Credit Suisse sein. Die studierte Künstlerin ist das dritte Jahr an der Addington High School und hat hier seitdem so etwas wie eine Blitzkarriere hingelegt, von der „Teach First“ Kunstlehrerin zur Betreuerin der Zwölf- und Dreizehnjährigen, mit eigenem Büro.

Die 27-jährige schafft es, für die Schüler beides zu sein. Mal nennen die sie ehrfürchtig „Miss“. Dann ist Hall im Unterricht plötzlich die coole größere Schwester. Wie an diesem Morgen im Kunstunterricht. Auf dem Tisch steht süßer Kuchen, und Katie Hall lässt die Schüler entspannt an ihren Zeichnungen arbeiten, denn sie kommen gerade aus einer Englischprüfung.

Diese Mischung aus Verständnis und Vermittlung von hochqualifiziertem Wissen ist eine der großen Stärken von „Teach

First“, die sich seit sechs Jahren darauf spezialisieren, Absolventen führender britischer Universitäten vor ihrem Weg in den Arbeitsmarkt für zwei Jahre in „Problem-schulen“ zu holen. Das stärke die Erfahrung in Krisenmanagement und gebe den Schülern aus zum Teil zerrütteten Familien eine einmalige Chance, junge, talentierte Leute als Vorbilder kennenzulernen.

Der Kick im Schulalltag

Natürlich führt so ein Projekt auch zu Spannungen. Zum Beispiel, wenn engagierte, hochqualifizierte „Teach First“-Lehrer auf eine starre Schulstruktur treffen, in der Lehrer schon lange nicht mehr an Veränderungen glauben. „Doch wenn sie merken, dass wir mit ihnen gemeinsam etwas verändern wollen, kommt die alte Energie in vielen wieder“, weiß Katie Hall und begrüßt Tim Davis, den Schulleiter. Der große, grau-

haarige Mann ist stolz auf das „Teach First“ Projekt, das an 149 Schulen von London bis Manchester zum Tragen kommt: „Inzwischen schicken Eltern ihre Kinder bewusst auf die Addington High School, weil sie sehen, dass die Kinder hier exzellenten Unterricht und einen frischen, engagierten Blick in die Welt bekommen. Das war nicht immer so und ist nicht zuletzt unserer vierjährigen Arbeit mit ‚Teach First‘ zu verdanken.“

Inzwischen gibt es Sommerprojekte, bei denen die Schüler eigenverantwortlich Geld für Stiftungen sammeln, kürzlich kamen besonders gute Zeichner der Addington Highschool bei einem nationalen Kunstwettbewerb in die Endauswahl. >>



Schulleiter Tim Davis (links) setzt auf Lehrer von „Teach First“, die unter anderem auf Wirtschafts-Messen für das Projekt gewonnen werden

Ein zukünftiger „Teach First“-Lehrer besucht ein mehrwöchiges intensives Training, bevor er in die Klassen geschickt wird. „Im Grunde bildet man sich aber die ganze Zeit permanent weiter und tauscht sich mit Ehemaligen aus“, weiß Tessa Hall, die in Leeds Kunst studiert hat. „Die Bewerbungsphasen waren anstrengend, fast so, als wolle ich bei McKinsey anfangen“, sagt die 23-Jährige lächelnd und begrüßt ihre gerade einmal elf Jahre jüngeren Schüler, die aufgedreht durch die Klassentür poltern. Doch als die schicke Lehrerin ihre Powerpoint-Präsentation mit der Frage: „Was seht ihr hier?“ beginnt, heben sich blitzschnell fünfzehn Hände.

Die Scheu überwinden

Erst kürzlich war Hall mit ihnen in London, einer Welt, die viele Schüler bisher nur in Form von Norman Fosters gurkenförmigem Swiss Re-Turm in weiter, diesiger Ferne kennen. „Diese Scheu vor der großen, fremden Welt außerhalb von New Addington wollen wir ihnen nehmen. Als wir in London eine Universität besuchten, standen sie da mit offenen Mündern. Sie kannten Unis nur aus Hollywoodfilmen.“

Im Zentrum von London ist an diesem Morgen Steve Keith von „Teach First“ unterwegs, um talentierte Lehrer wie Tessa Hall oder Katie Hall zu finden. In der gro-

ßen Aula veranstaltet die City University eine Wirtschafts-Messe, auf der Banken mit schnittigen Slogans werben.

Auch Keiths Stand fällt mit dem „Teach First“-Motto „Learn to Lead“ (Führen lernen) nicht aus der Reihe, doch statt Glitzerbällen oder Schweizer Schokolade wie an den Nachbartischen gibt es bei Keith nur Broschüren, eine E-Mail-Liste und Kugelschreiber. „Wir wollen die Leute mit Engagement überzeugen, nicht Gratis-USB-Sticks und Bonbons verteilen“, sagt der 25-Jährige schmunzelnd. Keith kam zu „Teach First“ und blieb. Nach zwei Jahren an einer Schule als Erdkundelehrer ist er nun Teil eines Teams, das potenzielle Lehrer sichtet und versucht sie für das Programm zu begeistern.

In den vergangenen sechs Jahren bewarben sich fast 8.000 Absolventen. Auch der 21-jährige Wirtschaftsstudent Ben trägt sich gerade in die E-Mail-Liste an Steve Keiths Messestand ein: „Führungsqualitäten im Unterricht von jungen Menschen zu erwerben, finde ich spannend. Allerdings will ich später in die Industrie. Lehrer für immer ist nicht mein Ding.“

Bei solchen Reaktionen beginnen Tessa und Katie Hall von der Addington High School zu lächeln wie zwei erfahrene Studienräte. „Im Grunde habe ich ja vor zwei Jahren ähnlich gedacht“, sagt Tessa Hall. „Jeder will am Anfang nur teilnehmen, weil Teach

info > TEACH FIRST

„Teach First“ wurde 2002 als **nicht kommerzielle Einrichtung**, basierend auf einer **McKinsey-Studie**, gegründet. Ziel ist es, exzellent ausgebildete Studienabsolventen vor ihrem Weg in den Arbeitsmarkt für rund zwei Jahre als Lehrer in den Klassenraum zu holen und aktiv an der Veränderung der Gesellschaft zu beteiligen.

Die Schulen, die sich bei „Teach First“ bewerben können, müssen sich im weitesten Sinne in **sozialen Brennpunkten** befinden und Auflagen erfüllen, beispielsweise mindestens 30 Prozent Schüler mit Anspruch auf kostenfreies Mittagessen haben. Im Schuljahr 2007/08 unterrichteten 630 „Teach First“-Lehrer an britischen Schulen. Bis 2010 sollen es 850 sein. Im Moment wird vor allem an **weiterführenden Schulen** unterrichtet, in Zukunft sollen auch **Grundschulen** dazukommen. Unterstützt wird „Teach First“ von **großen Unternehmen** und **Stiftungen**. Inzwischen gibt es in Europa mehrere Länder, unter anderem auch Deutschland (www.teach-first.de), die das Modell an ihren Schulen anwenden. „Teach First“ in Großbritannien wurde damals vor allem beeinflusst durch das amerikanische **Pionierprojekt „Teach for America“**.



„Wir wollen mit Einsatz überzeugen und nicht gratis Bonbons verteilen“

STEVE KEITH
von „Teach First“

First' einen guten Ruf hat und man lernt, mit Stresssituationen umzugehen.“ Doch fragt man diese Leute nach ihrem zweiten Jahr Unterricht wieder, will plötzlich mindestens die Hälfte auch in Zukunft im Klassenzimmer bleiben.

„Das Unterrichten ist für viele eine so erfüllende Sache, bei der sie tatsächlich die Gesellschaft mitverändern können, dass sie eine gehetzte Karriere bei Barclay's oder Ernst&Young plötzlich gar nicht mehr so attraktiv finden“, beobachten die beiden Lehrerinnen Tessa und Katie, die ebenfalls bei „Teach First“ bleiben wollen. „Dieser

Trend, dass sich junge Absolventen exzellenter Unis für den Lehrerberuf entscheiden, zerrt kräftig am eher lahmen Image der Pädagogen“, sagt Katie Hall zufrieden und schließt ihr Büro ab.

Das Interesse ist groß

Die Wirtschafts-Messe in der City University leert sich allmählich, und Steve Keith beginnt den Tisch abzuräumen. Er ist zufrieden, sehr sogar, die E-Mail-Liste für Neuinteressenten ist fast voll. „Dabei war ich ein bisschen nervös wegen des Termins

heute, zwischen all diesen großen Banken, die mit den Studenten stundenlang nur über die Finanzkrise geredet haben.“ Eine Autostunde weiter südöstlich lässt sich Lehrerin Tessa Hall erschöpft in ihren Bürosessel fallen. Mehrere Schüler aus ihrem Kunstkurs hatten die ganze Unterrichtsstunde mit Leidenschaft Quatsch gemacht. „Solche Tage sind hart, und man muss lernen, damit umzugehen. Doch eines ist klar: Wenn du es schaffst, die Aufmerksamkeit von zwanzig Kindern an einem Freitagnachmittag zu halten, schaffst du es auch, jedes Unternehmen dieser Welt zu leiten.“]]



Ungeschminkt
und kerzengerade:
Christina Rau

PORTRÄT

„Engagement lässt dich nie mehr los“

Christina Rau ist nie in die Politik gegangen. Ihr Einsatz für andere ist Politik genug, sagt sie. Und wenn das jeder begreifen würde, hätten es auch die Volksvertreter leichter

VON TANJA BREUKELCHEN | FOTOS: ESPEN EICHHÖFER

Keine Spur von Rührseligkeit. In ihrer Stimme ist kein Platz für Pathos. Man kann sie sich einfach nicht als Party-Gast vorstellen, Häppchen knabbernd und über Macht und Mode plaudernd. Dazu ist Christina Rau (52) viel zu echt. Schnörkellos und kerzengerade sitzt sie da am Konferenztisch, ungeschminkt und mit offenem Blick, und erzählt von der Bergwacht.

Dabei könnte sie genauso gut stundenlang aus dem Nähkästchen plaudern. Eitelkeiten austauschen. Von ihren Reisen erzählen. Von wichtigen Leuten aus Politik und Gesellschaft. Über all das, was sie in den vielen Jahren an der Seite des ehemaligen nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten und Bundespräsidenten Johannes Rau erlebt hat. Doch sie war niemals nur die „Frau an der Seite von,“. Und deshalb erzählt sie auch lieber, wie das damals war, als junges Mädchen auf dem berühmten Internat Gordonstoun in Schottland. „Eine von Kurt Hahn gegründete Schule“, sagt sie. „Das Konzept der Erziehung war, dass man den ganzen Menschen bilden muss und nicht nur Wissen abfragt. Der Charakter wurde gebildet, Stärken gefördert.“

Die Tochter des Bielefelder Fabrikanten Eduard Delius und Enkelin des früheren Bundespräsidenten Gustav Heinemann

lernte im fernen Schottland früh etwas über sich und darüber, wie schön es ist, anderen Menschen zu helfen. „Ein Nachmittag in der Woche war extra für gesellschaftliches Engagement reserviert. Man konnte frei zwischen verschiedenen Angeboten wählen. Ich war bei der Bergwacht!“

Das klingt richtig stolz. Und vorstellen kann man sie sich leicht, durchtrainiert und jugendlich, wie sie bis heute ist. Natur, Sport und Dienst am Menschen, das scheint eine Menge Spaß gemacht zu haben. „Wir hatten allerdings nur einen einzigen richtigen Einsatz und mussten damals ein Gelände durchkämmen, in dem eine vermisste Frau vermutet wurde“, sagt sie und lacht dabei. Wenn man sich für andere engagiert, gewinnt man dadurch immer auch etwas für sich, findet Christina Rau.

Ihre Eltern waren ihr Vorbild. Vor allem der Vater, der als Unternehmer früh für andere Menschen Verantwortung übernahm. Und dann natürlich ihr Ehemann Johannes Rau, der 25 Jahre älter war als sie. Der „Menschenfischer“, dem die Herzen zuflogen. Mit dem sie drei inzwischen erwachsene Kinder hat: Anna, Philip und Laura. Der Mann, der ihr immer wieder Kraft gab. Der Gedanke an ihn macht sie auch jetzt, mehr als zwei Jahre nach seinem Tod, immer wieder stark. „Geprägt hat er mich“, sagt sie. „Natur- >>

„Man sollte keinen Unterschied zwischen Politikern und Bürgern machen“

Christina Rau beim Fototermin, ganz in der Nähe ihres Büros in Berlin



lich. Ich habe immer sehr viel Kraft daraus gezogen, wie unermüdlich er bereit war, sich für andere einzubringen und jede kleine Anfrage, jeden einzelnen Menschen ernst nahm. Er hätte ja auch mal sagen können, dass er erschöpft ist. Doch das tat er nie.“

Manchmal hat sie ihn gefragt, für welche Projekte sie sich denn einsetzen sollte. Doch wie und wo sie am meisten gebraucht wurde, das erfuhr Christina Rau vor allem, „weil ich mit offenen Augen durchs Leben gehe.“ Das, findet sie, ist Politik. „Wir alle sollten uns darüber bewusst sein, dass Gemeinschaft und Demokratie nur funktionieren können, wenn jeder sich einbringt. Da sollte man keinen Unterschied machen zwischen dem Bürger und dem Politiker. Die Volksvertreter schaffen Rahmenbedingungen, doch handeln muss jeder von uns.“ Das sei auch der Grund gewesen, warum sie sich nie hat vorstellen können, in die Politik zu gehen. Ihr Einsatz und Engagement sind bereits eine Art von Politik, findet sie.

Ja, natürlich, sie war die Frau eines mächtigen Mannes. Aber das alleine hätte sie nicht erfüllt. „Schon in der Zeit, als er Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen war,

wurden mir die Augen dafür geöffnet, wie unendlich vielfältig ehrenamtliches Engagement ist. Und zwar in jedem Bereich. Plötzlich war ich in einer Position, in der ich die Möglichkeit hatte, Öffentlichkeit für bestimmte Themen zu erzeugen. Deshalb konnte ich mich nie begrenzen und sagen: Das ist das eine große Thema. Es ging einfach so viel Unterstützungswürdiges über meinen Schreibtisch.“

Als Johannes Rau 1999 Bundespräsident wurde, übernahm sie die Pflichten der First Lady. „Traditionell bekommt man ja als Frau des Bundespräsidenten die Schirmherrschaft über Unicef und das Müttergenesungswerk angetragen. Man kann das auch ablehnen. Aber für mich waren beides wichtige Anliegen“, erzählt sie. „Meine Vorgängerinnen haben ein großes Thema zu ihrem eigenen gemacht. Meine Großmutter setzte sich damals zum Beispiel für ältere Behinderte ein, für behinderte Kinder, die irgendwann erwachsen werden.“

„Albert Schweitzer hat einmal gesagt: Das wenige, das du tun kannst, ist viel. Dieser Satz hat mich immer ermutigt.“ Und dann erzählt sie von ihren Begegnungen

mit Menschen überall auf der Welt. Von einem Aidskranken in Südafrika. „Zuerst gab es Zweifler, ob die Reise dorthin Sinn machen würde. Doch ich wollte damals auf diese Krankheit aufmerksam machen und setzte mich durch. Am Ende stellten wir fest, dass es sehr wohl einen Unterschied gemacht hat, dass wir dort gewesen sind“, sagt sie. „Und wenn es nur um einen einzigen Aidskranken geht, um seinen Blick, der mir zeigt, dass er Kraft durch meinen Besuch gewonnen hat. Auch wenn er, so wie in diesem Fall, kurz danach gestorben ist.“

Wichtig sei es, Menschen ernst zu nehmen. So wie letzters, als Christina Rau in Berlin Straßenkinder traf. „Da war ein Mädchen, bei dem fühlte ich: Weil ich da war und ihr gezeigt habe, dass ich sie wichtig finde und mir ihr Leben am Herzen liegt, legte sich plötzlich ein Schalter bei ihr um. Sie bekam eine ganz andere Haltung. In solchen Momenten weiß ich, dass es sich doch gelohnt hat, dass ich da war.“

Von einem Termin zum nächsten zu hetzen, Mitgefühl zu heucheln und dekorativ in die Kameras zu strahlen, ist nicht ihr Ding. Sie ist kein Modepüppchen. Sie wahrt

Distanz – und gerade deshalb kommt sie Menschen nah. Und sie ist ehrlich, spielt nicht die Heldin. „Nach vier vollen Projekttagen bin ich seelisch erschöpft, da muss ich erst einmal verarbeiten, was ich gesehen habe. Aber gleichzeitig gibt die Arbeit auch wieder viel Kraft. Wenn man zu Hause darüber erzählen und andere zum Mitmachen anstacheln kann.“

Dafür sind Kameras dann doch manchmal ganz gut. „Dienst!“ nennt sie das. Und lacht. „Ich gehe zum Beispiel demnächst auf den Landesmedienball. Nicht, weil ich besonders gerne tanze, aber weil der Projektpartner die Kindernothilfe ist, für die ich mich engagiere, und ich dort viele Menschen erreichen und von aktuellen Projekten erzählen kann.“

So wie früher im Schloss Bellevue. Als das Ehepaar Rau Europas Mode-Szene zu Gast hatte, und aus einem einmaligen Event eine jährliche, hochrangig besetzte Modenschau wurde. „Ein junger Designer war damals auf mich zugekommen. Er sagte, er wolle so gerne hilfreich sein, aber er könne nur Mode. Also haben wir eine Gala ins Leben gerufen, auf der wir deutsche Mode präsentieren konnten und das Geld spendeten. Mal für die Resozialisierung von ehemaligen Kindersoldaten in Sierra Leone, mal an die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung.“

Auch ihre älteste Tochter Anna stand auf dem Laufsteg. Es war ihr erster großer Auftritt in der Öffentlichkeit, und er hat ihr ganz offensichtlich großen Spaß gemacht: „Die Kinder machen so etwas mit, weil sie das Gefühl haben, dass sie mir damit eine Freude machen. Sie wollen mir helfen, eine Sache, die ich wichtig finde, voranzubringen. Das ist für sie selbstverständlich.“

Auch sie engagieren sich heute für andere Menschen. „Im Kleinen“, sagt Christina Rau und möchte nicht viel mehr über die drei reden. Privat ist privat. Dass sie stolz auf ihre Familie ist, merkt man ihr dennoch an: „Ich

war früher immer besonders vorsichtig, da mir bewusst war, dass die Aufmerksamkeit, die ich bekomme, abgeleitete Autorität meines Mannes war. Und die Kinder können bis heute auch sehr klar unterscheiden: Wo ist die Tochter oder der Sohn des ehemaligen Bundespräsidenten gefragt, und wo kommt es auf sie selbst an.“

Nach dem Tod ihres Mannes hat sich Christina Rau nicht zurückgezogen. Jedenfalls nicht aus dem Engagement für andere Menschen. Sie hat zahlreiche Hilfsprojekte, die sie unterstützt, lebt weiterhin in Berlin, gute Freunde und ehemalige Mitarbeiter unterstützen sie bei ihrer Arbeit. „Man kommt aus Engagement nie wieder raus“, sagt sie und fragt schmunzelnd: „Soll ich mal aufzählen? Kindernothilfe, Bundesverband der Organtransplantierten, verschiedene Kuratorien wie die ZEIT-Stiftung oder das Deutsch-Israelische Zukunftsforum, Verwaltungsrat Bethel, Künstlerdorf Schöppingen, Stiftung Zukunft Berlin... Weil alles so spannend und wichtig ist, schaffe ich es einfach nicht zu sagen, dass ich es nicht weitermache.“

Pausen sind da reine Selbstdisziplin. „Dann sage ich mittags, so, jetzt reicht's. Und dann nehme ich mir unseren Hund Scooter und gehe spazieren.“ In den Ferien macht sie auch viel Sport, doch für den Alltag in Berlin reicht ihr der tägliche „Hundebummel“.

Betäuben mit Arbeit will sich Christina Rau nicht. Sie gab auch nie die trauernde Witwe, trug ihren Schmerz nie öffentlich zur Schau. Auch wenn sie traurig war: „Nach dem Tod meines Mannes hat mir die große Dankbarkeit geholfen, die ich und andere verspürt haben, dafür dass es ihn gegeben hat. Wenn ich in Runden sitze, in denen die Leute darüber reden, was er ihnen bedeutet hat, welches Vorbild er ihnen war und wie sie seine Art, mit Menschen umzugehen, bewundert haben, gibt mir das neuen Mut. Das tröstet mich nach wie vor.“]]



Eines von vielen Hilfsprojekten: Christina Rau 2004, damals noch Schirmherrin von UNICEF, bei einem Schulbesuch in Kambodscha

vita > CHRISTINA RAU

Christina Rau wurde 1956 in Bielefeld geboren und ist die Tochter des Textilfabrikanten Eduard Delius und die Enkelin des **früheren Bundespräsidenten Gustav Heinemann**. Schon in ihrer Kindheit lernte sie ihren späteren Ehemann **Johannes Rau** kennen. Nach dem Besuch eines Internats in Schottland und Abschluss ihres Studiums (Politikwissenschaft, Volkswirtschaft und Geschichte) in Aberystwyth, Wales und London, heiratete die damals 26-Jährige den 25 Jahre älteren Rau, der damals bereits **Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen** war. Mit ihren drei Kindern Anna (24), Philip (23) und Laura (22) lebte das Paar zunächst in Wuppertal und zog nach der Wahl Johannes Raus zum **Bundespräsidenten** 1999 nach Berlin, wo sie auch nach dem Tod ihres Mannes im Januar 2006 wohnen blieb.

Erfolgsgeschichten aus dem Mittelstand

Die Initiative „Unternehmen für die Region“ der Bertelsmann Stiftung macht auf beispielhaftes Engagement von mittelständischen Firmen aufmerksam und präsentiert Projekte, die anderen Menschen Mut machen sollen, eigene Ideen in die Tat umzusetzen

info > DAS PROJEKT

Im März 2007 wurde die Initiative „Unternehmen für die Region“ ins Leben gerufen. Sie ist Teil des Programms „Gesellschaftliche Verantwortung von Unternehmen“ der Bertelsmann Stiftung. Ziel ist es, die **Vielfalt des unternehmerischen Engagements in Deutschland** aufzuzeigen und andere zum Nachahmen zu motivieren. Auf der Internetseite www.unternehmen-fuer-die-region.de haben inzwischen schon fast tausend Unternehmen sich und ihre Projekte auf der sogenannten „**Landkarte des Engagements**“ präsentiert – von Gesundheitsthemen über Bildungsprojekte bis hin zum Umweltschutz. Damit ist die interaktive Landkarte **die größte Sammlung ehrenamtlichen Engagements von Unternehmen in Europa**. Zehn der innovativsten Ideen zeichnet die Bertelsmann Stiftung jedes Jahr als besondere **Erfolgsgeschichten** aus.

LINK-TIPP:

www.unternehmen-fuer-die-region.de

KONTAKT: Birgit Riess

birgit.riess@bertelsmann.de

FOTOS: BERTELSMANN STIFTUNG, GAG-IMMOBILIEN (1), DPA (1)



Neumarkt (Bayern): Die Firma „Neumarkter Lammsbräu“ braut ihr Bier regional und garantiert so verlässliche Abnahmemengen und faire Preise. Das Ergebnis: Bäuerliche Strukturen werden erhalten. Inzwischen beteiligen sich mehr als hundert Öko-Bauern wie Norbert Eckert (oben) und Erwin Ehemann (rechts) an der Initiative „Fair zum Bauern“



Köln: Die Wohnungsbaugesellschaft GAG richtete eine Wohngemeinschaft für Demenzkranke mit russischsprachigem Hintergrund ein. Ein Ort, an dem sich die Senioren wohlfühlen

Taufkirchen (Bayern): Durch die 2003 gegründete „Work und Box Company“ der Voss AG bekommen jugendliche Straftäter die Chance auf ein neues Leben: Boxen als sozialtherapeutisches Instrument. Die Ergebnisse: 90 Prozent der Jugendlichen wurden in den ersten drei Jahren wieder in den Arbeitsmarkt integriert, 85 Prozent der Teilnehmer haben keine Straftat mehr begangen





Loxstedt (Niedersachsen): Die Personalberatung PeB Sylvia Tambor baute für den Landkreis Cuxhaven einen Pool mit qualifizierten Tagesmüttern auf. Das Ergebnis: Seit 2005 konnten 70 Tagesmütter an suchende Eltern vermittelt werden. Viele junge Frauen, die zuvor lange Zeit arbeitslos waren, konnten so wieder ihren Berufen nachgehen



Bremen: Die Beluga Shipping GmbH bildet in ihrer „Sea Academy“ dringend benötigten seemännischen Nachwuchs auf eigens ausgerüsteten Schiffen aus. Das Ergebnis: 160 ausgebildete Kadetten im Jahr und ein gerade neu entstehender „maritimer Campus“ in Elsfleth



Lügde (NRW): Der Geschäftsführer des Eduard Stumpe Bau- und Stuckgeschäfts (rechts) setzt sich für den Erhalt des 2000 Jahre alten Brauchs des Osterräderlaufs ein (links). Das Ergebnis: Jedes Jahr kommen mehr als 30.000 Touristen in die Region



Nürnberg: Zuerst Konzentration bei der Theorie (Foto Mitte), dann Spaß bei der Praxis (Foto unten). Die Firma Rilling A.R.T. trainiert Hauptschüler der Nürnberger Thunsolda-Schule zwei Stunden pro Woche im Unterrichtsfach „Tanz und Theater“. Das Ergebnis: Die Schüler sind fitter, entwickeln ein ganz neues Körperbewusstsein. Außerdem haben sich innerhalb von wenigen Monaten bei vier von fünf Schülern die Schulleistungen erheblich verbessert



Putbus (Mecklenburg-Vorpommern): Auf Rügen gründete die Firma EDV-Service GmbH Garz 2002 ein modernes IT-College und bietet Seminare sowie Aus- und Weiterbildungen an. Das Ergebnis: 80 Prozent der Absolventen konnten in Arbeit vermittelt werden



TRANSPARENZ

Mehr Durchblick bei der freiwilligen Hilfe

Durch Netzwerke, Publikationen und zahlreiche Informationen im Internet bringt die Bertelsmann Stiftung soziale Organisationen und Investoren zusammen

Spender, Stiftungen und sozial engagierte Unternehmer wünschen sich alle, dass ihr Geld etwas Positives bewirkt. Doch woher sollen sie die Sicherheit nehmen, dass eine Organisation seriös ist und zu ihnen passt? Wie finden sie Projekte, denen sie vertrauen und die sie deshalb unterstützen wollen? Und wie finden auf der anderen Seite gemeinnützige Organisationen Unterstützer und freiwillig Engagierte?

Fakt ist: Immer mehr soziale Investoren, also Klein- und Großspender, sozial engagierte Unternehmen und Stiftungen, fördern die Arbeit engagierter Bürger, indem sie deren gemeinnützige Arbeit finanziell unterstützen. In Deutschland spenden Privatpersonen rund 3,4 Milliarden Euro pro Jahr. Weitere sieben Milliarden Euro stellen Stiftungen für gemeinnützige Zwecke zur Verfügung. Wichtig ist ihnen allen, dass ihr Geld gut angelegt ist und die geförderten Organisationen und Initiativen damit eine möglichst gute Wirkung erzielen.

Doch wie lassen sich positive Veränderungen in der Gesellschaft erreichen und bewerten? „Das Problem in Deutschland ist, dass es sehr viele verschiedene Initiativen im gemeinnützigen Sektor gibt, die sich alle um ähnlich gelagerte Themen kümmern“,

erklärt Dr. Brigitte Mohn, Mitglied des Vorstands der Bertelsmann Stiftung. „Würde zum Beispiel ein Investor gerne eine Organisation unterstützen, die sich um die Belange von Kindern kümmert, kann er nicht einfach alle übersichtlich betrachten. Diese Daten gibt es in Deutschland leider nicht.“

Was fehlt, seien verlässliche Daten, dokumentiertes Wissen und damit Transparenz. „Dafür wäre es wichtig, ein öffentliches Berichtswesen einzuführen“, sagt Dr. Brigitte Mohn. „Für die Gelder, die eine Organisation zur Verfügung gestellt bekommt, muss sie Rechenschaft ablegen und sagen, was sie damit gemacht hat. Geldgeber erwarten, dass dargestellt wird, was mit Geldern geschieht, wie man damit umgeht und was man durch die Spende erreichen kann.“

Diese Transparenz zu schaffen, hat sich die Bertelsmann Stiftung zum Ziel gesetzt. Neben zahlreichen Publikationen, unter anderem einer Schriftenreihe mit dem Titel „Orientierung für soziale Investoren – entdecken, entscheiden, engagieren“ und einer übersichtlichen Internetseite (siehe Kästen auf Seite 33), organisiert die Stiftung auch regelmäßige Treffen und Veranstaltungen für Menschen, die sich engagieren wollen – von Stiftertreffen bis zu Workshops, von Info-Veranstaltungen bis zu internationa-

len Kongressen. Hinter all diesen Projekten stehen Experten, die die Landschaft des Engagements in Deutschland beobachten und dadurch einschätzen können.

Das Thema Zivilgesellschaft soll dadurch eine größere Bedeutung gewinnen. Menschen, die sich für andere einsetzen, sollen anerkannt werden. Und den übrigen soll bewusst gemacht werden, wie wichtig es ist, die Gesellschaft durch eigenes Engagement mit zu gestalten.

„Ich bin fest überzeugt, dass wir ein neues Werteverständnis entwickeln müssen. Wir müssen den Menschen Anerkennung zollen, die sich für andere einsetzen“, erklärt Dr. Brigitte Mohn. „Es gibt in Deutschland 800.000 Organisationen, die sich um gemeinnützige Aufgaben kümmern. Wenn man das in Zeit umrechnet, sind das fünf Milliarden Arbeitsstunden, die diese ehrenamtlich engagierten Menschen leisten – und zwar unentgeltlich! Es gibt viele Probleme, die nur darauf warten, gelöst zu werden. Diese Menschen packen es an.“]]



Die finanziellen Förderer im Hintergrund und die Helfer vor Ort (so wie hier beim Unterricht an der Mosaik-Schule in Münster) wünschen sich häufig mehr Übersicht und Transparenz

info > LITERATUR

Die Reihe „Orientierung für soziale Investoren“ schafft Transparenz im gemeinnützigen Sektor. Die inhaltlichen Reports informieren über ausgewählte Themenfelder. Ziel ist es, Handlungsansätze in den Fokus zu rücken, die nachweislich Resultate und Wirkungen erzielen:



Bertelsmann Stiftung (Hrsg.), Mitmachen, mitgestalten!

2008, 56 Seiten,
Brochure, 10 Euro
ISBN: 978-3-86793-011-6



Bertelsmann Stiftung (Hrsg.), Ohren auf! Musik für junge Menschen

2008, 56 Seiten,
Brochure, 10 Euro
ISBN: 978-3-86793-010-9

BERTELSMANN STIFTUNG

Alle Projekte auf einen Klick

Auf ihrer Internetseite und in zahlreichen Publikationen bietet die **Bertelsmann Stiftung** wertvolle Informationen für Menschen, die sich engagieren wollen

Mit den Programmen „Zukunft der Zivilgesellschaft“ und „Gesellschaftliche Verantwortung von Unternehmen“ unterstützt die Bertelsmann Stiftung zivilgesellschaftliches Engagement und die Entwicklung des gemeinnützigen Sektors. Sie will auf diesem Wege Transparenz schaffen und Menschen verbinden.

Die Themenbereiche im Überblick:

Orientierung für soziale Investoren

Menschen, die in soziales Engagement investieren wollen, bekommen Hinweise und Handlungsansätze, wie sich positive Veränderungen erreichen und bewerten lassen.

Link-Tipp: www.soziale-investoren.de

Kontakt: ina.epkenhans@bertelsmann.de

Kinder.Stiften.Zukunft

Der Kongress setzt sich für die Kooperation zwischen Nonprofit-Organisationen ein, die in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Elternarbeit und Integration von Jugendlichen arbeiten.

Link-Tipp: www.kinder.stiften.zukunft.de

Kontakt: ruediger.bockhorst@bertelsmann.de

Jugend und Engagement

Das Projekt will Kitas, Schulen und Jugendeinrichtungen zu Orten der Engagementförderung weiterentwickeln und für den nötigen politischen Rückhalt sorgen.

Link-Tipp:

www.bertelsmann-stiftung.de/engagement

Kontakt:

sigrid.meinhold-henschel@bertelsmann.de

Bürgerstiftungen

Die Bertelsmann Stiftung unterstützt den nationalen und internationalen Austausch und die Kooperationen zwischen Bürgerstiftungen.

Link-Tipps: www.buergerstiftungen.de

www.tcfnc.fcb.be

Kontakt: alexandra.schmied@bertelsmann.de

Zivilgesellschaft in Zahlen

Aktuelle Grundlagendaten zur Entwicklung und zu den Potenzialen der Zivilgesellschaft. Wichtige Daten für den gemeinnützigen Sektor, Politik, Wissenschaft und Öffentlichkeit sind hier zusammengetragen.

Kontakt: bettina.kurz@bertelsmann.de



Unter der Rubrik „Gesellschaft“ finden sich auf der Internetseite der Bertelsmann Stiftung alle Schwerpunkt-Themen zum Engagement

Gesellschaftliche Verantwortung von Unternehmen

Die Bertelsmann Stiftung wirbt für mehr gesellschaftliche Verantwortung und Engagement von Unternehmen. Sie entwickelt und unterstützt Kooperationen zwischen Unternehmen, Politik und Zivilgesellschaft auf lokaler, regionaler und internationaler Ebene.

Kontakt: birgit.riess@bertelsmann.de

Unternehmen für die Region

Die Initiative vernetzt erfolgreiche Projekte und gute Beispiele in deutschen Regionen und fördert gezielt neue Kooperationen.

Link-Tipp:

www.unternehmen-fuer-die-region.de

Kontakt: birgit.riess@bertelsmann.de

Gute Geschäfte

Der Marktplatz für Unternehmen und gemeinnützige Organisationen übernimmt die Idee von Marktplätzen als Treffpunkte des Handels und der Kommunikation für das bürgerliche Gemeinwesen.

Link-Tipp: www.gute-geschaeft.org

Kontakt: gerd.placke@bertelsmann.de

ZUM THEMA

„Engagement ist allgegenwärtig“

Ohne freiwilligen Einsatz und Ehrenämter könnte unsere Welt nicht existieren. Denn was oft altmodisch klingt, kann Berge versetzen – ob bei den Wahlen in den USA, wo Menschen durch ihre Stimme ein Land verändern wollen, oder im Alltag, wenn Bürger Verantwortung für die Gesellschaft übernehmen

VON DR. BRIGITTE MOHN || FOTO: OLIVER RÜTHER



DR. BRIGITTE MOHR ist Vorstandsvorsitzende der Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe und gehört seit Januar 2005 auch dem Vorstand der Bertelsmann Stiftung an

Auf den ersten Blick erscheinen Engagement und persönlicher Einsatz häufig unmodern, langweilig und kleinteilig. Ein völlig falscher Eindruck, wenn man Menschen fragt, die sich Projekten, Ideen oder der konkreten Hilfe verschrieben haben. Natürlich erfährt man in solchen Gesprächen, dass ein solcher Einsatz viel Zeit und Kraft kostet. Man hört aber auch immer wieder Schilderungen, wie stark ein solches Engagement fesselt und wie viel sich verändern lässt. Leute, die sich für das Gemeinwohl einsetzen, sind mit ihrem Leben, aber auch mit den Ergebnissen ihres Tuns augenscheinlich zufrieden.

Engagement ist allgegenwärtig, und ohne diesen freiwilligen Einsatz würden Gesellschaften sich schnell auflösen und zerbrechen. Jedes Jahr werden weltweit Milliarden von Stunden an freiwilligen

Leistungen für das Gemeinwesen erbracht. Da mag der Einsatz des Einzelnen vielleicht klein erscheinen, in der Summe ist das jedoch einer der stärksten Motoren der gesellschaftlichen Entwicklung.

Dabei geht es aber nicht darum, dass Menschen nur Defizite ausgleichen und den Lückenbüsser spielen. Wer sich engagiert, trifft eine bewusste Entscheidung, etwas in seinem Lebensumfeld zu verbessern, andere zu unterstützen, sich gegen Unrecht zu wenden oder für Veränderungen einzutreten. Im eigenen Leben wirklich etwas bewegen zu wollen, ist sicher nicht unmodern. Aber es erntet doch häufig die Bewertung, dass es nur wenig oder nichts bewirkt. Dafür braucht es dann angeblich Staaten, internationale Bündnisse, Armeen oder ganze Wirtschaftsbranchen, um grundsätzliche Veränderungen zu initiieren. Man kann das Potenzial solcher großen Institutionen und Strukturen kaum leugnen, denkt man beispielsweise an die Finanzkrise oder die Erderwärmung – Veränderungen und Umwälzungen von globaler Tragweite. Doch auch hier kommt es immer wieder auf das Engagement des Einzelnen an.

Da erscheinen zum Beispiel die Idee der Micro-Kredite des Nobelpreisträgers Yunus in Bangladesh, die Photovoltaik-Anlagen auf vielen deutschen Dächern oder die zahlreichen privaten Initiativen zur Selbsthilfe in afrikanischen Dörfern zwar weniger mächtig, aber doch deutlich innovativer, wirkungsvoller und nachhaltiger. Ich bin mir sicher, dass dieses Engagement die Welt am Ende stärker verändern wird.

Wie stark ein solcher Veränderungsprozess ein ganzes Land erfassen kann, haben wir vor ein paar Wochen erlebt. Über die Wahl von Barack Obama zum neuen amerikanischen Präsidenten ist schon viel geschrieben worden. Und natürlich haben wir alle eine völlig neue Dimension von Campaigning erlebt. Dieser Wahlausgang ist vor allem aber das Ergebnis eines sehr breiten persönlichen Engagements von vielen Tausend Amerikanern. Die Mehrheit der Bevölkerung wollte einen tiefgreifenden Wandel in der Politik, in den Zielen ihres Landes und im Zusammenleben der Menschen. Die Idee und die Vorstellung von mehr Ehrlichkeit und Gerechtigkeit hat viele US-Bürger motiviert, selbst aktiv zu werden. Der Wahlsieg von Obama wurde getragen von Millionen von Kleinspendern, dem Einsatz von vielen Freiwilligen, die Nachbarn, Freunde oder Fremde dazu gebracht haben, zu wählen und schließlich von den Menschen, die zum Teil stundenlang gewartet haben, um ihr Wahlrecht wahrzunehmen. Die USA haben sich diesen Wandel selbst durch ein gemeinsames Engagement verdient.

Zivilgesellschaft wirkt.

STIFTUNG >





Ina Menzer will mit
„Alle Kids sind VIPs“
Kindern Mut machen,
sich in Deutschland zu
integrieren

ALLE KIDS SIND VIPS

Mit eisernem Willen

Als Ina Menzer (28) von Kasachstan nach Deutschland kam, war sie zehn Jahre alt und fühlte sich einsam. Erst als sie die neue Sprache lernte, fand sie Freunde und bekam ihr Heimweh in den Griff. Heute ist sie eine erfolgreiche Boxerin. Und Botschafterin für den großen Schulwettbewerb der Bertelsmann Stiftung: „Alle Kids sind VIPS“

VON TANJA BREUKELCHEN | FOTOS: AXEL MARTENS



Heimweh ist schrecklich, findet Ina Menzer. Als Kind litt sie jahrelang darunter. Doch irgendwann erkannte sie: Der Schlüssel zu einem glücklichen Leben in ihrer neuen Heimat Deutschland liegt in der neuen Sprache. Nur wenn sie die beherrscht, kann sie in der Fremde heimisch werden, Freunde finden, erfolgreich in der Schule sein – und vielleicht ja sogar berühmt werden. Heute ist ihr all das gelungen. Inzwischen steht sie für Deutschland im Ring und kämpfte sich im Federgewicht an die Weltspitze. Und weil sie weiß, dass man einen eisernen Willen braucht, um sich so durchzuboxen, will sie Kindern Mut machen. Ihre Botschaft: Sie sollen nicht aufgeben und das Thema Integration selber in die Hand nehmen.

Warum machen Sie bei „Alle Kids sind VIPS“ mit?

Als ich gefragt wurde, habe ich sofort „ja“ gesagt, weil mir die Entwicklung der Kinder sehr am Herzen liegt und ich selbst aus einer Zuwandererfamilie komme. Ich kann nachvollziehen, wie sie sich fühlen und was es für sie

bedeutet, wenn man ihnen mit einer Aktion wie dieser so viel Aufmerksamkeit schenkt.

Wie waren Ihre eigenen Erfahrungen, als Sie nach Deutschland kamen? Sie waren damals zehn Jahre alt und mussten eine völlig neue Sprache lernen, sich an eine neue Schule gewöhnen...

Einfach war das alles nicht. Vor allem was die Sprache betraf. Klar, die neue Umgebung war auch ein Problem. Doch das Schwierigste war eigentlich die Tatsache, dass ich kein Deutsch sprach. Hinzu kam: Mit zehn Jahren ist man nicht mehr ganz Kind, aber auch noch nicht ganz Jugendlicher. Es ist nicht leicht, wenn plötzlich alles neu ist. Noch schwieriger war es aber sicherlich für meine Eltern, denn als Erwachsener lernt man nicht mehr so schnell wie ein Kind.

Wie wurden Sie in Deutschland aufgenommen?

Sehr freundlich. Aber ich habe trotzdem meine Freunde und die Tanten und Onkel, die in Russland geblieben sind, sehr vermisst. Ich

hatte großes Heimweh. Und es hat lange gedauert, bis ich das nicht mehr hatte.

Wie lange?

Bestimmt zwei oder drei Jahre. Manchmal lag ich nachts wach und habe geheult, weil ich wieder zurück wollte. Erst als ich neue Freunde gefunden hatte, in der Schule alles klappte und ich die Sprache besser verstand, hörte es langsam auf.

Gab es Menschen, die sich direkt um Ihre Integration gekümmert haben?

Es gab zum Beispiel eine Frau, die meine Eltern bei den Behördengängen begleitet und ihnen mit den Papieren geholfen hat.

Was würden Sie Kindern raten, die in einer ähnlichen Situation sind wie Sie damals? Wie lernt man zum Beispiel am schnellsten, mit der neuen Sprache zurechtzukommen?

Durch einen starken Willen. Der Wille kann Berge versetzen. Ich hatte nach dem normalen Schulunterricht noch Deutschunterricht und bin dann direkt nach Hause und >>



Mit 14 Jahren ging Ina Menzer zum ersten Mal in eine Kampfsportschule, entdeckte den Boxsport und brachte es bis an die Weltspitze

habe weiter Vokabeln gelernt – weil ich es ganz fest wollte. Viele Menschen in einer solchen Situation stellen sich aber stur und geben später den Lehrern oder den Politikern die Schuld daran, dass ihre Integration nicht gelungen ist. Dabei muss man vor allem selbst etwas tun.

Haben Ihnen damals auch die deutschen Mitschüler geholfen?

Ja, das passierte oft. Auch, dass ihre Eltern mir Spielsachen schenken. Einmal habe ich sogar ein Fahrrad bekommen. Klar habe ich auch mal schlechte Erfahrungen gemacht, wurde gehänselt aber so etwas gibt es doch immer. Und auch darin sollte man versuchen, das Positive zu sehen.

Wie lebten Sie damals?

Zuerst in einer Übergangswohnung. Damals fing meine Begeisterung für den Kampfsport an. Es mag sein, dass es daran lag, dass wir zuerst sehr wenig Kontakt mit der Außenwelt hatten. Ich sah mir die ganzen Filme mit Jean-Claude Van Damme an und äußerte irgendwann den Wunsch, dass meine Eltern mich auf eine Karateschule schicken.

Und wie haben die reagiert?

Sie sagten „nein“!

Mit welcher Begründung?

Kampfsport und Mädchen – das passte für sie nicht zusammen. Erst zwei Jahre später, als wir schon nach Mönchengladbach gezogen waren, und ich ungefähr 14 Jahre alt war, änderte sich das. Ich hatte eine Auseinandersetzung mit zwei älteren Mädchen. Sie verprügelten mich. Danach sagte mein Vater, damit so etwas nicht noch einmal passiert, solle ich in eine Kampfsportschule gehen. Er wollte, dass ich lerne, mich zu verteidigen. Mit 16 bin ich dann irgendwann auch zum Boxen gekommen.

Heute sind Sie eine erfolgreiche Boxerin. Und Sie sind verheiratet. Mal angenommen, Sie haben später mal Kinder: Würden Sie sie zweisprachig erziehen?

Auf jeden Fall. Andere Leute müssen später viel lernen, Zeit investieren, Geld ausgeben und in die jeweiligen Länder fahren, um Sprachen zu lernen. Kindern, die zweisprachig aufwachsen, wird das hingegen gleich mit in die Wiege gelegt.]]

vita >

INA MENZER

Ina Menzer wurde am 10. November 1980 in **Atbasar (Kasachstan)** geboren. Mit zehn kam sie mit ihrer Familie nach Deutschland. Mit 17 Jahren stieg sie zum ersten Mal öffentlich in den Boxring. Nebenbei machte sie ihr **Fachabitur**, begann ein **BWL-Studium**, das sie zugunsten der Profi-Sportkarriere unterbrach. Seit 2004 ist sie bei Univer-sum Box-Promotion unter Vertrag und lebt mit ihrem Mann Denis in Hamburg. Sie ist in 21 Profikämpfen ungeschlagene **Doppelweltmeisterin** der Weltverbände WIBF und WBC. Ina Menzer, die 1,65 Meter groß und nur 57 Kilogramm schwer ist, trainiert sechsmal in der Woche bis zu zweimal täglich. Mehr Infos : www.inamenzer.com

WEBLINKS:

Weiterführende Informationen gibt es unter www.allekidssindvips.de

KONTAKT: Matthias Ritter
matthias.ritter@bertelsmann.de

Macht mit bei „Alle Kids sind VIPs“!

Der neue Schulwettbewerb der Bertelsmann Stiftung wirbt mit prominenten Botschaftern für mehr Integration an den Schulen

Als am 4. September 2008 in Gütersloh der Carl Bertelsmann-Preis zum Thema „Integration durch Bildung“ verliehen wurde, fiel auch der Startschuss für den großen Schulwettbewerb der Bertelsmann Stiftung: „Alle Kids sind VIPs“. Mitmachen können alle Schüler weiterführender Schulformen in allen deutschen Städten. Vorausgesetzt, sie haben gute Ideen für ein Projekt zum Thema „Integration durch Bildung“, das Kinder und Jugendliche mehrerer Nationalitäten zusammenbringt. Anmelden können sich Schulklassen (5. bis 12. Klasse) oder Projektteams (10 bis 19 Jahre) zusammen mit einem verantwortlichen Lehrer über die Internetseite www.allekidssindvips.de, die auch alle weiteren Infos zur Aktion, Fotos, Filme und spannende Links bietet. Wenige Tage später kommt ein Startpaket ins Haus und der Wettbewerb beginnt. Nach der Anmeldung bekommen alle Teilnehmer ein Passwort und die Schulklassen und Projektgruppen können

ihre Ideen auf der Internetseite unter „Eure Projekte“ präsentieren.

Einsendeschluss ist der 9. Januar 2009. Danach stimmen die registrierten Nutzer über die besten Projekte ab. Die 50 Favoriten bilden am Ende die Shortlist, aus der die Jury die Gewinner wählt. In der Jury sitzen Experten der Bertelsmann Stiftung und prominente „Alle Kids sind VIPs“-Botschafter. Im März 2009 fällt die Entscheidung, und die Gewinner werden bekannt gegeben.

Der Preis für die Sieger: Ein prominenter Botschafter von „Alle Kids sind VIPs“ besucht ihre Schule, und die Gewinner-Projekte fahren nach Berlin zur Siegerehrung.

**ALLE KIDS SIND
VIPs** 
Integration braucht faire Bildungschancen



Zehn prominente Botschafter stehen Pate für die Aktion „Alle Kids sind VIPs“



Rea Garvey, 1973 im südirischen Tralee geboren, wuchs dort zusammen mit seinen sieben Schwestern auf und kam erst als Erwachsener nach Deutschland. Er lernte schnell die neue Sprache und gründete die Erfolgsband Reamonn, deren Sänger und Gitarrist er ist. 2000 erschien ihr Debütalbum „Tuesday“, die erste Single „Supergirl“ und die Single „Josephine“.

info >

DIE PROMINENTEN BOTSCHAFTER

Wer auf die Internetseite www.allekidssindvips.de geht, trifft sie gleich alle: GZSZ-Schauspielerin **Susan Sideropoulos**, den Nationalkicker **Mario Gomez**, Comedy-Star **Bülent Ceylan**, die Moderatoren **Shary Reeves** („Wissen macht Ah!“) und **Daniel Aminati** („Galileo“), die Sängerin **Jennifer Kae**, die Box-Weltmeisterin **Ina Menzer** und die Breakdancegruppe „**Flying Steps**“ aus Berlin. Ganz neu als Botschafter mit dabei ist der **Reamonn-Sänger Rea Garvey**.

MUSLIME IN DEUTSCHLAND

Glaube, Offenheit und Toleranz

Eine aktuelle Studie der Bertelsmann Stiftung untersuchte die religiöse Einstellung und den Alltag von Muslimen in Deutschland – mit vielen positiven Ergebnissen

Wissenschaft ist staubtrocken, hat mit der Realität nicht besonders viel am Hut und hinkt den aktuellen Ereignissen sowieso um Jahre hinterher? – Die neue Studie „Muslimische Religiosität in Deutschland“ der Bertelsmann Stiftung beweist das Gegenteil. Aktueller kann Wissenschaft gar nicht sein. Denn fast zeitgleich mit der Veröffentlichung der Fakten jubelten mitten in Deutschland tausende Menschen aller Religionen, als in Duisburg-Marxloh die Ditib-Merkez-Moschee eingeweiht wurde. Das größte islamische Gotteshaus osmanischen Stils in Deutschland.

Kurz zuvor vermeldete die Frankfurter Buchmesse mit 78.218 Besuchern den höchsten Tagesrekord ihrer Geschichte. Ehrengast der Buchmesse war übrigens die Türkei – mit rund 250 türkischen Schriftstellern und 150 Verlagen, die das Land repräsentierten.

Ganz nebenbei konnten wir gerade erst zur besten Sendezeit mit Mehmet Kurtulus alias Cenk Batu den ersten türkischen „Tatort“-Kommissar begrüßen.

Selten war das Thema „Muslime in Deutschland“ aktueller. Selten war es positiver besetzt. Und genau das untermauert auch die aktuelle Sonderstudie zum Reli-

gionsmonitor der Bertelsmann Stiftung. Mehr als 2.000 Muslime über 18 Jahre wurden dafür bundesweit repräsentativ befragt. Dabei wurde sowohl nach Sunniten, Schiiten und Aleviten als auch nach den Sprachgruppen (türkisch, bosnisch, iranisch und arabisch) unterschieden.

Hier einige der zum Teil überraschenden Umfrage-Ergebnisse...**...zum Thema Glaube:**

- > Insgesamt 90 Prozent der Muslime in Deutschland sind religiös, 41 Prozent davon sogar hochreligiös.
- > Den Sunniten ist die persönliche Religiosität am wichtigsten (92 Prozent), bei den Aleviten ist die Religiosität dagegen am geringsten ausgeprägt (77 Prozent).
- > Die höchste religiöse Prägung haben die türkische und arabische Sprachgruppe (91 Prozent), die geringste die persische Sprachgruppe (84 Prozent).

...zum Thema Religiosität im Alltag:

- > Das Tragen eines Kopftuches lehnt eine Mehrheit von 53 Prozent der Muslime ab, 33 Prozent befürworten es. Dabei ist die Zustimmung zum Kopftuch bei den Frauen mit 38 Prozent höher als bei den Männern mit 27 Prozent und bei den 18- bis 29-Jährigen (34 Prozent) höher als bei den über 60-Jährigen (27 Prozent).

FOTOS: ARNE WEYCHARDT





Feierlich eröffnet: die DITIB-Merkez-Moschee in Duisburg

- > An das Verbot, Schweinefleisch zu essen, halten sich nach eigenen Angaben 86 Prozent.
- > 58 Prozent geben an, niemals Alkohol zu trinken.
- > Das Fasten im Ramadan, die Pilgerfahrt, die Speisevorschriften und die rituellen Reinheitsgebote werden von zwei Dritteln der Muslime als ziemlich oder sehr wichtig angesehen.
- > Während die öffentliche religiöse Praxis wie Moschee-Besuch oder das Freitagsge-

bet für jeden zweiten muslimischen Mann einen hohen Stellenwert hat, gilt das nur für 21 Prozent der in Deutschland lebenden muslimischen Frauen.

...zum Thema Toleranz:

- > Nur für 16 Prozent hat der Glaube Einfluss auf die politische Einstellung.
- > 67 Prozent bejahen, dass jede Religion einen wahren Kern hat, unter den Hochreligiösen sind es mit 71 Prozent aller Befragten sogar noch mehr.

- > 86 Prozent aller befragten Muslime erklärten außerdem, man müsse gegenüber allen Religionen offen sein.
- > Eine eigene islamische Partei lehnen 65 Prozent der befragten Muslime ab.
- > 24 Prozent aller Muslime sind der Ansicht, dass in religiösen Fragen ihre eigene Religion vor allem Recht hat und andere Religionen eher Unrecht haben, insgesamt 52 Prozent stimmen dieser Aussage nicht zu. Und nur eine Minderheit von 31 Prozent der in Deutschland lebenden Muslime glaubt, dass vor allem Muslime zum Heil gelangen.

„Der Religionsmonitor zeigt die hohe Intensität der religiösen Einstellungen und Praktiken bei den in Deutschland lebenden Muslimen“, erklärt Dr. Martin Rieger, Leiter des Programms Geistige Orientierung der Bertelsmann Stiftung. „Generell lässt sich feststellen, dass bei dem weitaus größten Teil eine hohe persönliche Religiosität einhergeht mit großer Toleranz gegenüber anderen Religionen. Darüber hinaus zeigen die Ergebnisse, dass die Religiosität auch für den Integrationsprozess noch intensiver genutzt werden kann. Das betrifft zum Beispiel auch die Frage eines angemessenen Religionsunterrichts.“]]

WEBLINKS:

Weiterführende Literatur gibt es unter www.religionsmonitor.de

KONTAKT: Dr. Martin Rieger
martin.rieger@bertelsmann.de



Muslimisches Leben in Deutschland bedeutet längst auch ein Miteinander der Kulturen

info >

RELIGIONSMONITOR



Insgesamt 21.000 Menschen aller Religionen und Glaubensrichtungen wurden in 21 Ländern der Erde nach **sechs Dimensionen von Religiosität** befragt: Intellekt (Interesse an religiösen Themen), Ideologie (Glaube), öffentliche religiöse Praxis, private religiöse Praxis, Erfahrung (religiöse Gefühle) und Konsequenzen ihrer Religiosität im Alltag. Das Ergebnis ist der **Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung**. Er ist ein Langzeit-Projekt, zu dem auch immer wieder neue **Sonderstudien** gehören, wie aktuell das Projekt „**Muslimische Religiosität in Deutschland**“.

VÄTERSTUDIE

Drei Männer und ein Baby

Ein Männergespräch übers Wickeln in der Herrentoilette, Fußball- abende mit Fläschchen und verliebte Teenie-Söhne. Warum Vater sein meistens das Größte ist – und manchmal ein Albtraum...

INTERVIEW: ANNA BUTTERBROD | FOTOS: EGBERT KRUPP

Julius (elf Monate) ist an diesem Nach- mittag der jüngste Gast in der „Blue Spa Bar“ des „Bayerischen Hofes“ in München. Und der beliebteste. Fröhlich glucksend krabbelt er über den Parkettboden und flirtet weibliche Gäste an. Die ver- fallen ihm natürlich sofort. Wer kann diesem süßen Lächeln und den blauen Strahleugen schon widerstehen? Papa Tom liefert derweil ein Babygläschen bei der Kellnerin ab. „Können Sie das bitte warm machen?“ Entspannt lässt er sich in einen der Stühle plumpsen. Die Herrenrunde über die neue Väterstudie (siehe Kasten S. 59) kann beginnen. Mit dabei: DMAX-Channel Director Michael Grubinger (TV-Sender für Männer), Schauspieler Thomas Ohrner („Verbotene Liebe“) und Projektmanager Tom Hiller. Alle drei sind Väter – aber ganz verschiedene: Tom ist noch bis März in Elternzeit. Michael ist wochentags im Büro und sieht seine Kinder abends. Thomas macht mit seiner Frau halbe-halbe: Wenn er arbeitet, passt sie auf den Nachwuchs auf und umgekehrt.

Ich würde gerne Ihre Papa-Grundkenntnisse testen. Können Sie Windeln wechseln?

(große Augen, dann brüllendes Lachen aus drei Männerkehlen)

THOMAS OHRNER: Eine katastrophale Frage! Dass man so was heute noch junge Väter fragt. Früher war's wirklich schwierig, als die Dinger aus Stoff waren und gewaschen werden mussten. Aber heute, dank der Klebestreifen, kann das doch jeder Depp! Eine wirklich diskriminierende Frage für uns Männer.

TOM HILLER: So ist das eben. Geh' mal ins Schwimmbad – da gibt's auch nur einen Mutter-Kind-Bereich...

MICHAEL GRUBINGER: ...und welches Restaurant denkt an einen Wickeltisch in der Herrentoilette?

Traditionell ist halt immer noch die Frau die Hüterin der Kinder.

OHRNER: Wir sind eben geprägt durch unsere Eltern und Großeltern. Bei denen war alles ganz klassisch: Papa holt die Kohle, Mama steht am Herd. Aber dieses traditionelle Bild kann man heute total ausblenden. Schließlich geht's ja auch andersherum! Da stellt sich eher die Frage: Was ist betriebswirtschaftlich das sinnvollere Modell? Wer hat in dieser Ehe das größere Karrierepotenzial? Und wer darf's sich auf keinen Fall erlauben?

HILLER: Für meine Frau und mich war gleich klar: Wir teilen uns die Babypause. Die Zeit mit meinem Sohn wollte ich mir nicht entgehen lassen.

Was hat Ihr Chef dazu gesagt?

HILLER: Das war ziemlich schwierig. Ich arbeite als Projektleiter, decke zusammen mit einem Kollegen einen festen Bereich ab. Jetzt fallen 50 Prozent der Arbeitskraft weg – und das für sieben Monate. Ich bin der erste im Unternehmen, der so lange in Elternzeit geht. Aber ich wollte es durchziehen. Gegen alle Widerstände.

OHRNER: Wieso Widerstände?

HILLER: Die Geschäftsführung war nicht be-



geistert. Für mich hat sich das angefühlt wie Mobbing. Aber meine Kollegen haben mich unterstützt. Die fanden's klasse, dass ich das mache.

OHRNER: Für viele Firmen ist es ja auch nicht einfach, zu sagen: „Dann geh' halt einfach mal weg.“ Gerade, wenn du Leistungsträger bist.

HILLER: Aber was passiert denn, wenn eine Frau schwanger wird? Da ist es dann gottgegeben, wenn die neun Monate, ein Jahr oder sogar drei ausfällt. Frauen können schließlich ebenso Leistungsträger sein wie Männer!

OHRNER: Natürlich. Aber das ist eben schon



Drei Väter zwischen Karriere und Kinderlachen: Michael Grubinger, Thomas Ohrner und Tom Hiller

vorgelebt. Väter in Elternzeit – das muss sich erst einschleifen. Man kann nicht erwarten, dass jeder gleich den Schalter umlegt. Da müssen Generationen vergehen! In 30 Jahren wird das sicher eine Selbstverständlichkeit sein.

Herr Grubinger, gibt es denn bei Ihnen Väter in Elternzeit?

GRUBINGER: Meines Wissens derzeit nicht.

Könnten Sie problemlos eine Baby-Auszeit nehmen?

GRUBINGER: Ich habe bei unserer ersten

Tochter schon sehr intensiv darüber nachgedacht. Doch dann kam die Geburt der zweiten Tochter dazwischen. Das Thema ist für mich aber noch nicht ganz abgehakt. Ich überlege, nach den zwölf Monaten Elternzeit meiner Frau zwei Monate dranzuhängen. In unserem Unternehmen ist das durchaus denkbar.

Auch als Sender-Chef?

GRUBINGER: Ich würde von zu Hause aus einige Dinge machen. Ich glaube, hundertprozentig aus meinem Job rausgehen könnte ich nicht – und möchte ich auch gar nicht.

Als Vater zu Hause zu bleiben, verlangt Mut.

GRUBINGER: Ja, das ist ein großer Schritt. In der zweiten Schwangerschaft war meine Frau eine Woche im Krankenhaus, und ich habe auf unsere Tochter aufgepasst. Das ist schon eine wahnsinnige Herausforderung, sich rund um die Uhr um das Kind zu kümmern und es zu unterhalten. (lacht)

OHRNER: Meine Frau hat das letzte halbe Jahr jede Woche von freitags bis sonntags außerhalb von München Events betreut. In der Zeit war ich zu Hause. Und da kriegst du wirklich Demut vor dem, was Müt- >>

ter machen. Im Job kann ich sagen: Computer aus, Feierabend, Schluss. Das erklär mal einem Kind. Wenn das eine Ruhe gibt, geht drüben wieder eine Tür auf: „Ich kann nicht schlafen!“ Dann kommt das dritte an und kräht: „Ich hab' Hunger!“ Das hört nie auf. Ich habe einen enormen Respekt vor Menschen, die tagtäglich eine Familie schmeißen.

Das geht aber nicht allen so.

OHRNER: Es gibt schlimmerweise viele, die sowas als Schwäche auslegen. Die noch ganz falsche Leitbilder haben und fragen: Wie kann ein Mann quasi zur Frau werden?

HILLER: Es braucht ein paar Eisbrecher, die dieses Rollenbild zerstören. Ich seh's ja in meiner Krabbelgruppe. Da bin ich allein unter Frauen!

GRUBINGER: Beim Elternabend in der Kinderkrippe war ich der einzige Mann. Auch beim Babyschwimmen. Schon komisch.

HILLER: Es gib genug Männer, die keine Lust haben, sich um ihre Kinder zu kümmern.

OHRNER: Das sind, ums deutlich zu sagen, faule Säcke. Ist doch wunderbar, wenn die Mutti alles macht! Du kommst nach Hause, sie sieht auch noch sexy aus. Prima!

Wie ist bei Ihnen die Aufgabenverteilung?

GRUBINGER: Seit der Geburt unserer zweiten Tochter versuche ich, zeitig zu Hause zu sein, damit ich die zwei zumindest noch ins Bett bringen kann. Der Vorteil ist, dass unsere Wohnung nur fünf Minuten vom Büro entfernt ist. Wenn's sein muss, kann ich nach dem Gute-Nacht-Ritual noch mal zurück an den Schreibtisch. Morgens bringe ich die Große zur Krippe. Aber am Wochenende bin ich ein 24-Stunden-Papa.

OHRNER: Es geht ja auch nicht um Quantität, sondern um Qualität.

Herr Hiller, haben Sie eine besonders starke Bindung zu Ihrem Sohn?

HILLER: Auf jeden Fall. In den letzten zwei Monaten vor der Elternzeit habe ich wahn-sinnig viel gearbeitet. Ich war abends um neun oder zehn zu Hause und bin morgens um sieben wieder los. Da habe ich Julius kaum gesehen. Jetzt sind wir ein eingespieltes Team, machen tolle Sachen zusammen.

Was denn so?

HILLER: Wir waren kürzlich bei einer Walt-Disney-Ausstellung und im Tierpark. Manchmal fahren wir einfach nur so in die Berge, zum Spaziergehen.

OHRNER: Klar, Vater-Sohn-Gespräche. (lacht)

HILLER: Oder wir machen einen Fußballabend. Jeder mit einem Fläschchen in der Hand...



THOMAS OHRNER

43, Schauspieler, verheiratet, 4 Kinder

1979 wurde er als „Timm Thaler“ bekannt. Heute spielt er einen Familienvater in der Daily Soap „Verbotene Liebe“. Drei Tage pro Woche dreht Ohrner in Köln, jettet dann zum echten Nachwuchs nach München: Luisa (18), Patrick (11), Fabian (7) und Pauline (1). Seine Frau Marion (44) hat eine Event-Agentur. Damit beide ihre Karriere weiterverfolgen können, kümmern sie sich abwechselnd um die Kinder.

OHRNER: Schön, wie du das erzählst. Ich habe diese Möglichkeiten nie gehabt.

Warum?

OHRNER: Weil ich immer viel unterwegs war. Jetzt drehe ich drei Tage pro Woche in Köln. Natürlich telefoniere ich viel mit meiner Frau. Sie erzählt dann, dass unsere Kleine laufen kann. Ein Moment, den ich mal wieder verpasst habe. Das tut im Nachhinein echt weh. Weil du so etwas nicht nachholen kannst. Aber die Kinder haben trotzdem einen sehr direkten Draht zu mir. Manchmal kommen sie sogar viel lieber zu mir als zu ihrer Mutter. Weil die ja jeden Tag alles mitbekommt. Wenn ich dann da bin, nutzen sie die Zeit besonders intensiv. Die Kinder reden mit mir ganz anders als mit meiner Frau.

Gibt's auch mal Zoff bei Erziehungsfragen?

GRUBINGER: Bis jetzt nicht. Aber das kommt sicher noch...

OHRNER: Wenn die Kinder älter sind, wird's kitschiger. Mein Elfjähriger ist gerade ziemlich beliebt. Da kam vor kurzem ein Brief für ihn von einem Mädchen. Auf dem Umschlag



Mittagessen mit Papa: Tom Hiller füttert Sohn Julius (elf Monate) mit Brei

stand: „Nicht öffnen – nur für Patrick persönlich!“ Da sagt meine Frau zu mir: „Den machen wir jetzt auf.“ Ich war aber strikt dagegen. Sie meinte: „Ich will wissen, was da läuft!“ Bei so etwas kommt der Unterschied Mann/Frau, Mutter/Vater raus. Um solche Dinge streitet man schon mal...

... und wird sich dann doch einig?

OHRNER: Klar, das ist die Verpflichtung. Wenn Eltern zwei Meinungen haben, werden die Kinder unsicher. Man muss sich hinsetzen und das Thema gemeinsam durchkauen.

Wird man(n) anders durch die Vaterrolle?

OHRNER: Du kriegst einen ganz anderen Blick für das Leben und die Welt. Beschäftigst dich mit Themen, die dich als Single oder ohne Kinder null interessiert haben.

Zum Beispiel?

OHRNER: Schule, Arbeitsplätze, Universitäten. Mir war Bildungspolitik früher total egal. Jetzt konzentriere ich mich auf die Gesellschaft und will wissen: Wie tickt die für meine Kinder?

HILLER: Ich finde, das Leben wird deutlich lokaler. Früher war ich öfter mal zum Einkaufen auf dem Viktualienmarkt. Jetzt muss ich jedesmal zuerst überlegen: Habe ich alles? Ersatzklammotten? Was zu Essen? Windeln? Da gehe ich lieber schnell zum Gemüsehändler ums Eck.



Was war der schönste Papa-Moment?

OHRNER: Immer die Geburt.

Waren Sie dabei?

ALLE: Ja!

OHRNER: Die Kinder in Empfang zu nehmen, sie das erste Mal im Arm zu halten, die Nabelschnur zu durchtrennen – das war für mich viermal das Größte.

GRUBINGER: Aber toll ist auch, wenn du abends die Tür aufmachst, deine Tochter daherwatscheln hörst und sie ganz laut „Papa“ schreit.

HILLER: Ich fand das erste Mal Fläschchen geben super. Bis dahin war meine Frau der Ansprechpartner, wenn's um Grundbedürfnisse ging. Irgendwann hat Julius dann das Fläschchen genommen. Ab da wusste ich: Ich kann ihn jetzt auch versorgen.

Welchen Satz würden Sie am liebsten mal von Ihren Kindern hören? Papa...

HILLER: ... das haste gut gemacht!

OHRNER: Wenn unsere Kinder irgendwann sagen: „War ein super Hotel, jetzt ziehen wir aus, aber wir kommen gerne wieder zurück.“ Darüber würde ich mich sehr freuen.

GRUBINGER: Wichtig ist, dass sie auch später noch deinen Rat haben wollen. Dass sie sich freuen, wenn du für sie da bist. Das ist viel wichtiger als ein einziger Satz.]]



MICHAEL GRUBINGER

34, Senderverantwortlicher DMAX, verheiratet, 2 Kinder

„Früher wollte ich keine Kinder“, sagt der Münchner. „Aber eigentlich wollte ich ja auch nicht heiraten.“ Als er Sandra (32), eine Marketing-Managerin, kennenlernte, änderte sich alles. Jetzt hat er zwei süße Töchter: Luisa Johanna (1) und Finja Olivia (3 Monate) – für sie macht seine Frau eine Job-Pause. Grubinger überlegt, auch zwei Monate Elternzeit einzulegen.



TOM HILLER

33, Projektmanager, verheiratet, 1 Kind

Der Münchner und seine Ehefrau Britta (33) teilen sich die Elternzeit: Erst blieb die Unternehmensberaterin sieben Monate zu Hause, nun ist er ein Vollzeit-Papa für Sohn Julius (11 Monate). „Uns gibt's momentan nur im Doppelpack“, betont er. Ab März wird der IT-Fachmann aus München wieder arbeiten, aber wahrscheinlich nur in Teilzeit: „Ich will auch weiterhin genug Zeit für Julius haben.“

info > DIE VÄTERSTUDIE

Von „null Bock auf Familie“ kann keine Rede sein. Laut einer Studie, die das Deutsche Jugendinstitut im Auftrag der Bertelsmann Stiftung erstellt hat, würden neun von zehn kinderlosen jungen Männern gerne eine Familie gründen. Was sie daran hindert, sind vor allem **finanzielle Sorgen** und Ängste vor der Rolle als „**neuer Vater**“. So halten es 94,9 Prozent für wichtig, sich Zeit für ihr Kind zu nehmen. Zugleich soll dieses Engagement aber nicht zulasten des Berufs gehen. 55,3 Prozent geben an, dass sie durch eine Vaterschaft sicher Lebensfreude gewinnen würden. 62,5 Prozent sind aber überzeugt, ihre finanzielle Situation werde sich deutlich verschlechtern. Das **Ernährermodell** scheint noch stark in den Köpfen verankert zu sein. So sehen es 95,5 Prozent der befragten Männer als ihre Aufgabe an, der Familie ein Heim zu bieten.

Eine **frühe Vaterschaft**, noch in der Ausbildung oder in der Phase des Berufseinstiegs, ist deshalb für 57,2 Prozent der Befragten aus finanziellen Gründen unvorstellbar.

Mehr zur Väterstudie unter:
www.bertelsmann-stiftung.de/vaeterstudie

Buch-Tipp:

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)

Null Bock auf Familie?

Der schwierige Weg junger Väter in die Vaterschaft

1. Auflage 2008, 174 Seiten

Broschur ISBN 978-3-89204-990-6, 20,00 EUR





Friedensnobelpreisträger und Präsident Osttimors: Dr. José Ramos-Horta auf einer Veranstaltung der Bertelsmann Stiftung (oben und oben rechts)

PRÄSIDENTENGESPRÄCH

Friedensnobelpreis für die EU?

Der Präsident von Osttimor, Dr. José Ramos-Horta, sprach in Berlin über den Frieden in seiner Heimat, neue Machtverhältnisse in der Welt und über das friedliche Vorbild der Europäischen Union

II FOTOS: MARC DARCHINGER

bericht aus > Berlin

Es ist noch kein Jahr her, da wurde Osttimors Präsident Dr. José Ramos-Horta bei einem Attentat schwer verletzt. Ein Wachmann und einer der Attentäter starben. „Die Anschläge waren koordiniert. Ziel war es, die demokratisch gewählte Führung von Osttimor zu ermorden“, sagte damals Australiens Premierminister Kevin Rudd und äußerte seine Befürchtung, dass der lange ersehnte Frieden in Osttimor nicht länger anhalten würde. – Doch genau das Gegenteil war der Fall. „Interessanterweise



Vorstandsmitglied Dr. Johannes Meier begrüßte Dr. José Ramos-Horta in Berlin

Osttimor

Die **Halbinsel Osttimor** liegt in Südostasien zwischen Indonesien und Australien und ist durch die einzige Grenze vom **indonesischen Westteil** der Insel Timor getrennt. Mit einer Fläche von 15.000 Quadratkilometern ist das Land etwa so groß wie Schleswig-Holstein. Seine Geschichte ist durch **Fremdherrschaft** geprägt: Nach 450 Jahren portugiesischer Kolonialzeit, einem Guerillakrieg zwischen alliierten und japanischen Gruppen von 1942 bis 1945 und einem Bürgerkrieg zwischen den Parteien **FRETILIN** und **UDT** annektierte 1975 Indonesien das Land. Während der 24 Jahre dauernden **indonesischen Besatzung** starben bis zu 183.000 der insgesamt 800.000 Einwohner. Nach einem Referendum, das 1999 zugunsten der **Unabhängigkeit** ausging und weitere Gewalt der pro-indonesischen Milizen und der indonesischen Armee zur Folge hatte, entsandten die Vereinten Nationen die **Friedenstruppe INTERFET** unter australischer Führung ins Land. Am 20. Mai 2002 wurde Osttimor unabhängig.



hat dieser Akt das osttimoresische Volk geeint“, erklärte der wieder genesene Dr. José Ramos-Horta jetzt beim „Präsidentengespräch“ der Bertelsmann Stiftung in Berlin. Die Zeit seit dem Attentat erweise sich als die friedlichste Phase in Osttimor überhaupt. Es habe keine politisch motivierten Gewalttaten mehr gegeben. Und auch die allgemeine Kriminalitätsrate sei signifikant gesunken. Daraus solle man jedoch „keine Strategie zur Konfliktminderung ableiten“, fügte er noch augenzwinkernd hinzu.

In seiner Rede forderte der Friedensnobelpreisträger den Westen auf, die neuen internationalen Kräfteverhältnisse anzuerkennen. Die USA hätten ihre Vormachtstellung eingebüßt. In internationalen Organisationen – von UN bis zur G8 – müsse

für aufstrebende Mächte wie Brasilien, Südafrika, China und Indien Platz gemacht werden. Außerdem sei es kurzsichtig, dass islamische Länder wie Indonesien oder Saudi-Arabien in vielen Gremien nicht vertreten und damit nicht in die Verantwortung eingebunden seien.

Er hoffe auf einen Kurswechsel in den USA, der zu einer friedlicheren und gerechteren Weltordnung führen werde. Als bestes Vorbild, wie Wohlstand und Stabilität für alle gesichert werden können, nannte er die Europäische Union, die er sich übrigens auch gut als Nobelpreisträger vorstellen könnte. Und da er ja als ein solcher das Recht hat, Vorschläge für die Preisvergabe zu machen, habe er tatsächlich die EU als Preisträger für 2009 empfohlen.]]

vita >

DR. JOSÉ RAMOS-HORTA

Dr. José Ramos-Horta wurde 1949 in Dili (Portugiesisch-Timor) geboren und ist seit den 70er-Jahren zur zentralen Figur im **Kampf um die Unabhängigkeit Osttimors** geworden. Für seine Bemühungen, den Konflikt mit friedlichen Mitteln zu lösen, wurde er 1996 mit dem **Friedensnobelpreis** ausgezeichnet. Nach der **Unabhängigkeit Osttimors** im Jahre 2002 wurde Ramos-Horta **Außenminister**, am 20. Mai 2007 wurde er als **Präsident** Osttimors vereidigt. Im Februar dieses Jahres wurde Dr. José Ramos-Horta bei einem **Attentat** schwer verletzt.

PUBLIKATIONEN

Lebensraum für Jung und Alt

Wie kann man das Lebensumfeld so gestalten, dass sich alte und junge Menschen darin gleichermaßen wohlfühlen? Ein Thema, das neue Bücher der Bertelsmann Stiftung beleuchten



Nichts ist unmöglich: dem demographischen Wandel mit Mut und Ideen begegnen

Ob die Menschen mit ihrer Lebensqualität zufrieden sind, hängt von ihrem Lebensumfeld ab. Für die Städte und Regionen bedeutet das, dass sie für gute Lebensbedingungen im Interesse ihrer Bürger sorgen müssen – von der Gestaltung des demographischen Wandels bis hin zu sozialer Gerechtigkeit. Familienfreundlichkeit ist dabei ebenso ein Standortfaktor wie das Wohnumfeld, die Existenz attraktiver Arbeitsplätze oder die Möglichkeiten, an Entscheidungen mitzuwirken. Vier aktuelle Bücher der Bertelsmann Stiftung widmen sich diesen Themen.

QUARTIER HAT ZUKUNFT



Wenn Menschen älter werden, möchten sie möglichst lange selbstständig in ihrer vertrauten Umgebung bleiben. Wohnkonzepte mit Bezug zum Quartier können das unterstützen: durch Vernetzung von Betreuungs- und

Wohnangeboten, durch Pflegeangebote im Wohnviertel und durch soziale Netze. Am Beispiel von vier gelungenen Wohnprojekten zeigt dieses Buch, wie das aussehen kann.

Netzwerk: Soziales neu gestalten (Hrsg.), Zukunft Quartier – Lebensräume zum Alterwerden

Band 1: Eine Potenzialanalyse ausgewählter Wohnprojekte. 2008, 280 Seiten, Broschur, 34 Euro. ISBN 978-3-89204-947-0



JUNGE MENSCHEN EINBEZIEHEN

Der Grundstein für bürgerschaftliches Engagement wird in Kindheit und Jugend gelegt. Wenn Kinder schon früh die Möglichkeit bekommen, ihre Lebenswelt aktiv zu gestalten,

werden sie später engagierte Bürger. Kinder bringen dabei andere Aspekte in Entscheidungsprozesse ein als Erwachsene. Beide Handbücher bieten Praxistipps, Fallbeispiele, übersichtliche Checklisten und Planungshilfen für die Entwicklung und das Management von Partizipationsprojekten.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.), Eine Stadt für uns alle

Handbuch zur Entwicklung kommunaler Strukturen für die Jugendbeteiligung. 2008, 188 Seiten, Broschur mit CD-ROM, 25 Euro. ISBN 978-3-89204-986-9

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.), Mitwirkung (er)leben



Handbuch zur Durchführung von Beteiligungsprojekten mit Kindern und Jugendlichen. 2008, 368 Seiten, Broschur mit CD-ROM, 38 Euro. ISBN 978-3-89204-987-6

WEITERE NEUERSCHEINUNGEN

UNTERNEHMEN

Länger aktiv bleiben



Der Anteil der über Fünfzigjährigen in den Betrieben nimmt stetig zu. Das bedeutet auch ein Umdenken im Arbeitsleben. Denn nur wenn Unternehmen die Gesundheit und Leistungsfähigkeit ihrer Beschäftigten bis ins Alter erhalten können, werden sie wettbewerbsfähig bleiben. Regionale Netzwerke können vor allem kleine und mittelständische Betriebe dabei unterstützen. Dieses Buch dokumentiert realistisch, wie zwei Regionen neue Strukturen erproben. Außerdem gibt es Empfehlungen für den Aufbau von Netzwerken und zeigt eine große Auswahl an unterschiedlichen Beratungsangeboten.

Bertelsmann Stiftung, Hans-Böckler-Stiftung, INQA (Hrsg.), Fit für den demographischen Wandel,

Unternehmen mit regionalen Netzwerken unterstützen. 2008, 212 Seiten, Broschur mit CD-ROM, 32 Euro. ISBN 978-3-89204-935-7

PATIENTEN

Gesundheit auf dem Prüfstand



Der mündige Patient ist auf unabhängige Informationen angewiesen. Der Gesundheitsmonitor informiert seit sieben Jahren aus der Perspektive von Versicherten und Patienten über die Gesundheitsversorgung in Deutschland und über aktuelle Gesundheitsthemen. Die Grundlage bilden dabei repräsentative Befragungen, die die Bertelsmann Stiftung seit 2001 halbjährlich durchführt.

Die Bertelsmann Stiftung seit 2001 halbjährlich durchführt.

Jan Böcken, Bernard Braun, Robert Amhof (Hrsg.), Gesundheitsmonitor 2008,

Gesundheitsversorgung und Gestaltungsoptionen aus der Perspektive der Bevölkerung. 2008, 300 Seiten, Broschur, 37 Euro. ISBN 978-3-86793-017-8

Weitere Infos unter:
www.bertelsmann-stiftung.de/verlag

STIFTUNG INTERNATIONAL >



NACH DER US-WAHL 2008

Das Mammut-Amt des Barack Obama

Als neuer Präsident der USA steht Barack Obama nicht nur vor einem Berg von Problemen, die ihm sein Vorgänger George W. Bush hinterlassen hat. Die Erwartungen an ihn könnten höher kaum sein – nicht nur in seinem eigenen Land. In „change“ schreiben zwei Experten über die Hoffnungen Amerikas und Europas und geben einen Überblick über die dringendsten Aufgaben des neuen Präsidenten

Das erwarten die Vereinigten Staaten ...

VON GREGOR PETER SCHMITZ, SPIEGEL-ONLINE WASHINGTON]]

TS. Eliot hatte mal wieder Recht: Das Ende dieses endlos scheinenden US-Wahlkampfes kam mit einem Wispern, nicht mit einem Knall. 22 Monate lang wogte das Ringen hin und her, tönnten die „Change“-Rufe quer durchs Land, kämpften Scharen von Kandidaten um jede Stimme.

Doch als Barack Obama am 4. November schließlich als Wahlsieger auf einer Bühne in Chicago steht, vor einer Viertelmillion Anhänger, klingt seine Rede eher nüchtern. „Denn selbst wenn wir heute Abend feiern“, sagt Obama, „wissen wir, dass die Herausforderungen von morgen die größten unseres Lebens sind – zwei Kriege, ein Planet in höchster Gefahr, die schwerste Finanzkrise in einem Jahrhundert.“

Der Leiter seines Übergangsteams, John Podesta, klingt noch vorsichtiger: „Man fühlt sich wie ein Fluglotse, und ringsherum gerät die Welt außer Kontrolle“, sagt Podesta. Dann rattert er die wichtigsten Herausforderungen herunter: eine Staatsverschuldung von mehr als 10 Billionen Dollar. Eine Arbeitslosenquote, so hoch wie seit 14 Jahren nicht mehr. Ein soziales Gefälle auf dem Stand von 1929.

Dazu die komplizierte Weltlage: Präsident Obama muss rasch die US-Abzugspläne im Irak konkretisieren. Er muss die NATO-Partner für Truppenverstärkungen

und eine neue Strategie in Afghanistan gewinnen. Die Nuklearambitionen von Iran und Nordkorea drohen, den Friedensprozess im Nahen Osten gilt es neu zu beleben. Traditionelle Verbündete wie die Europäer warten auf Zeichen der Versöhnung. Zwar hat die Bush-Regierung mit mehr Multilateralismus in der zweiten Amtszeit dafür den Weg bereitet, doch die Skepsis bleibt. In Umfragen wie den „Transatlantic Trends“ zeigen sich Europas Bürger trotz aller Obama-Begeisterung abwartend, ob seine Regierung wirklich eine neue europäisch-amerikanische Annäherung einleiten wird.

„Wenn die Europäer sehen, dass Obama Multilateralismus wieder ernst nimmt, wird die transatlantische Erholung rasch einsetzen“, glaubt William Drozdiak vom American Council on Germany, der Obamas Berlin-Besuch vorbereiten half. Die Schließung von Guantanamo könnte dabei helfen, auch eine umfassende US-Klimainitiative.

Doch: Obama wurde mit überwältigender Mehrheit ins Weiße Haus getragen, um die Wirtschaft daheim zu reparieren, nicht das Weltklima. Seine ersten Schritte werden sich daher um die heimische Wirtschaft drehen, vor allem um den Arbeitsmarkt. Und er muss den Amerikanern unbequeme Fragen zumuten: etwa zum ver- >>

FOTO: BRIAN KERSEY/UPI/LAIF

Der zukünftige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika: Barack Obama





Problem: Arbeitslosigkeit

Die Arbeitslosenzahl ist in den USA drastisch gestiegen und hat mit einer Quote von rund 6,5 Prozent den höchsten Stand seit 1994 erreicht. Tendenz steigend



Problem: Finanzkrise

Die katastrophalen Verwerfungen auf dem US-Bankenmarkt und die damit einhergehende weltweite Finanzkrise gehören zu den drängendsten Problemen für den neuen Präsidenten

schwenderischen „American Way of Life“ in der Energiepolitik oder der Kreditsucht der US-Haushalte.

Wie viele Opfer wird er ihnen abverlangen? Schon raunen seine Berater, bestimmte Wahlkampfversprechen werde man nicht umsetzen können. Etwa die vielen Milliarden Dollar, die er für mehr Bildung und bessere Gesundheitsversorgung in Aussicht gestellt hat.

Das Problem ist nur: Die meisten dieser Investitionen bräuchten die USA dringend. Unter der Bush-Regierung ist die Zahl der Amerikaner ohne Krankenversicherung weiter rasant gestiegen, auf mittlerweile 45 Millionen. Nach wie vor geben die USA weltweit am meisten für das Gesundheitswesen aus, können aber nur an der Spitze Top-Qualität garantieren – nicht für die breite Masse.

Mehr Mittel bräuchte auch die Infrastruktur. Bis zu 1,6 Billionen Dollar müssten in marode Straßen, Brücken, Bahnhöfe und Häfen gesteckt werden.

Und die Bildungspolitik? Gerade kam eine neue Studie heraus, laut der die USA das einzige westliche Land sind, in dem Jugendliche der aktuellen Generation seltener den Highschool-Abschluss erwerben als ihre Eltern. Auch stecken viele US-Unis in der Finanzklemme, weil ihre Anlagen am Aktienmarkt zusammengeschmolzen sind.

Staatshilfe ist auch nötig, will der erste schwarze US-Präsident die Rassenungleich-

„Obamas erste Schritte werden sich um die heimische Wirtschaft drehen, vor allem um den Arbeitsmarkt“

Gregor Peter Schmitz über Obamas Pläne

heit im Lande entschlossen angehen. Zwar argumentieren manche, diese Debatte sei nun vorbei: Obama im Weißen Haus belege, dass jeder es schaffen könne in Amerika. Doch die Statistiken sprechen eine andere Sprache: 25 Prozent der US-Schwarzen leben nach wie vor in Armut. Sie stellen rund 13 Prozent der amerikanischen Bevölkerung, aber über 45 Prozent der Gefängnisinsassen. Im elitären Senat war Obama unter 100 Mitgliedern der einzige Schwarze.

Kann der neue Präsident solche Probleme überwinden? Die Erwartungen an ihn sind gewaltig, immerhin lautete sein Wahlkampf-Slogan: „Yes, we can.“ Was, wenn sich herausstellen sollte, dass auch Obama keine Berge versetzen kann? Wie groß wäre die Ernüchterung seiner Anhänger, sollte er sich als schwacher Präsident erweisen?

Und doch: Der Demokrat hat von Amerikas Wählern ein ungewöhnlich starkes

Mandat erhalten. Seine Parteifreunde beherrschen den Kongress, er kann auf die Unterstützung von Millionen begeisterten Anhängern bauen. Für sie hatte er in der Wahlkampfzeit trotz aller Nüchternheit auch etwas Hoffnungs-Rhetorik im Gepäck: „Die Straße vor uns wird lang sein“, sagte Obama. „Unser Anstieg wird steil sein. Wir werden nicht in einem Jahr oder selbst in einer Amtszeit dort ankommen. Aber, Amerika, ich war nie hoffnungsvoller als heute Abend, dass wir dort hinkommen werden.“]]



Gregor Peter Schmitz ist US-Korrespondent im Washingtoner Büro von spiegel-online



Problem: Verhärtete Fronten

Unter der Regierung Bush waren die Beziehungen zum Iran und seinem Präsidenten Mahmud Ahmadinedschad (Foto) abgekühlt. Außerdem gefährdete Nordkorea mit rund 70 Nukleartests seit 1998 den Weltfrieden



Problem: Irak-Krieg

Rund 4.000 Soldaten sind im Irak-Krieg getötet worden. Dazu viele tausend Zivilisten. Schon vor dem Wahlkampf betonte Obama, dass dieser Krieg nie hätte geführt werden dürfen

vita > BARACK OBAMA

Barack Obama wurde 1961 in Honolulu auf **Hawaii** geboren. Zwei Jahre später verließ sein Vater, ein Kenianer, die Familie und ging in sein Dorf Kogelo am Victoriasee zurück. Bis zu seinem zehnten Lebensjahr wuchs Barack Obama bei seiner Mutter, einer US-Amerikanerin, und seinem Stiefvater, einem indonesischen Ölmanager, auf und lebte dann bei seinen Großeltern auf Hawaii. 1983 schloss er sein **Politikstudium** an der Columbia University in New York ab, engagierte sich dann fünf Jahre lang in Harlem und Chicago in der Gemeinde- und Sozialarbeit und graduierte 1991 in **Harvard zum Master of Law**. Ein Jahr später heiratete er Lebensgefährtin **Michelle**, mit der er heute zwei Töchter hat. Von 1993 bis 1996 arbeitete er als **Anwalt** in einer auf **Bürgerrechte** spezialisierten Kanzlei in Chicago, wurde 1996 auf Anhieb für die **Demokratische Partei** als erster Schwarzer in den **Senat** von **Illinois** gewählt. Im Februar 2007 erklärte er seine **Kandidatur** für das **Amt des Präsidenten**, setzte sich im Vorwahlkampf gegen Hillary Clinton durch und gewann am 4. November 2008 gegen den republikanischen Bewerber John McCain die Wahl.

FOTOS: GETTY IMAGES, DPA (3), THOMAS KUNSCH

... und das erwartet Europa von Barack Obama

VON JOSEF JANNING, BERTELSMANN STIFTUNG II

Der 4. November lag noch in weiter Ferne, keiner der beiden Kandidaten war nominiert, da standen in Europa die Erwartungen an eine andere Zeit bereits in voller Blüte. Die Vorwahlen auf Seiten der Demokratischen Partei mit dem intensiven Wettbewerb eines jungen schwarzen Senators gegen eine selbstbewusste, erfahrene und bestens vernetzte Senatorin faszinierten viele in Europa. Beide, Barack Obama und Hillary Clinton, standen symbolhaft für ein anderes Amerika. Ihr Wettstreit versöhnte die an Parteienwahlen gewöhnten Europäer mit dem amerikanischen Wahlsystem, dessen Personalisierung und Aufwand üblicherweise auf Kritik diesseits des Atlantiks trifft. Dieser längste und ungewöhnlichste Präsidentschaftswahlkampf der letzten Jahrzehnte hat Europäer am empfindlichsten Punkt ihres Amerikabildes getroffen – Europa hat seine Faszination für Amerika, für dessen Vitalität und Optimismus wiederentdeckt. Sie war in den Jahren seit dem Irak-Krieg fast völlig erloschen. Umgekehrt haben die USA durch diesen Wahlkampf und durch die Entscheidung der Wähler für Barack Obama ungleich mehr gewonnen als nur einen neuen Präsidenten: Amerika hat sich für die Augen der Welt neu erfunden

und damit Erwartungen geweckt, die die zentrale Rolle der Vereinigten Staaten in der internationalen Politik neu und wieder positiv bewerten. Daraus entsteht Handlungsspielraum für den kommenden Präsidenten und Herausforderung zugleich, denn die amerikanische Weltpolitik wird die Erwartungen der Welt wahrscheinlich nicht erfüllen können.

Für Europa und seine politische Agenda bedeutet die Wahl Obamas die Chance auf eine substanzielle Intensivierung der transatlantischen Beziehungen. Bereits die Bush-Regierung hatte in ihrer zweiten Amtszeit erkannt, dass mehr Gemeinsamkeit mit Europa sinnvoll und hilfreich sein würde. Bush hatte als erster Präsident die EU in Brüssel besucht, die USA hatten das Engagement der großen Drei (Großbritannien, Frankreich und Deutschland) im Iran-Konflikt nicht länger nur von außen betrachtet, und die USA hatten gemeinsam mit Europa den Prozess zu einem gemeinsamen Wirtschaftsraum begonnen. Bei alldem blieben der Präsident und seine Regierung jedoch in jener Bunkermentalität gefangen, die die amerikanische Weltpolitik seit dem 11. September 2001 kennzeichnete. Trotz rhetorischer Zugeständnisse blieb Washingtons Politik fixiert auf >>



Problem: Klimakatastrophe

Die USA zählt zu den Ländern mit den höchsten CO₂-Emissionen weltweit. Obama kündigte bereits an, Energie- und Umweltschutz endlich zum Thema zu machen und sich am Kampf zur Reduzierung der Kohlendioxid-Emissionen zu beteiligen



Problem: Gesundheitssystem

Rund 40 Millionen US-Bürger haben keine Krankenversicherung. Noch einmal so viele sind nach Schätzungen unterversichert. Das Gesundheitssystem in den USA gilt als eines der teuersten der Welt

militärische Überlegenheit und interventionistische Strategien. Barack Obama steht in Europa dagegen für die rasche Überwindung der negativen Seiten der Bush-Jahre. Seine Regierung wird das Gefangenenlager auf Guantanamo schließen und den Rückzug aus dem Irak einleiten – nicht aufgrund der Haltung Europas, sondern aus eigenem Interesse. Mit Blick auf die innere Lage der USA wird Obama die Verteidigungsausgaben deutlich kürzen, um Handlungsspielraum für seine sozialpolitische Agenda zu gewinnen und die Wirtschaft zu beleben – auch dies nicht aufgrund der Erwartungen anderer, sondern aus amerikanischem Eigeninteresse.

Zugleich kann sich Obama nicht erlauben, in der amerikanischen Öffentlichkeit als schwach zu erscheinen. Deshalb hat er bereits ein verstärktes Engagement der USA in Afghanistan und Pakistan angekündigt und wird dazu deutliche Beiträge Europas einfordern. Wieder einmal werden die Europäer, die überwiegend nicht an die Erreichbarkeit der Ziele dort mit militärischen Mitteln glauben, gerade so viel tun, wie sie es angesichts ihrer Interessen an ei-

ner Stützung Obamas tun müssen. Jedoch nicht so viel, dass in Amerika die alte Klage über die schwachen und säumigen Europäer verstummen müsste.

Barack Obama wird kein bequemer Präsident für Europa sein. Sein Politikstil und seine Themen werden es den Europäern schwer machen, sich auf ihren Positionen auszuruhen. Dies gilt auch in den Bereichen, in denen die Übereinstimmung des Wahlprogramms mit den Präferenzen vieler Europäer besonders deutlich geworden ist. Mit Obama kommt ein Präsident, der Energieeffizienz und Energieeinsparung über umweltpolitisch riskante neue Ölbohrungen stellt, der die Abhängigkeit von Energie-Importen vermindern und erneuerbare Energien fördern will. Sein Programm hätte in Europa geschrieben worden sein können, so sehr entspricht es unseren Beschlusslagen. Obama hält den europäischen Ansatz in der Klimapolitik, die Deckelung der Emissionen und die Handelbarkeit von Emissionsrechten für richtig – damit steht einer Ausweitung auf die gesamte industrialisierte Welt nichts mehr im Wege. Nicht weniger wichtig für Europa

ist die Bereitschaft Obamas, in der Klimapolitik mit den Europäern voranzugehen. Bisher hatten sich die USA geweigert, Reduktionsverpflichtungen einzugehen, solange China und Indien nicht ebenfalls auf die Verminderung ihres Schadstoffausstoßes verpflichtet würden. In beiden Bereichen wird der neue Präsident jedoch nicht einfach europäischen Initiativen beitreten. Die Innenpolitik der Vereinigten Staaten erwartet Führung, nicht Nachvollzug. So muss sich die europäische Energie- und Klimapolitik auf amerikanische Initiativen und entsprechende Führungsimpulse einstellen. Hier Urheberschutz einzufordern, wäre politisch unklug.

Die globale Finanzkrise mit ihren heute noch nicht absehbaren Folgen für Wirtschaft, Gesellschaft und Politik in vielen Teilen der Welt ist die „Gründungskrise“ der Präsidentschaft Barack Obamas. Ihre Herausforderungen und seine Erfolge werden diese Amtszeit prägen. Wie in jeder Krise steckt auch in der Weltfinanzkrise eine Chance: Amerika unter Obama wird eher verstehen, dass die Zeit überragender Dominanz der USA und des Westens zu Ende



Problem: Bildung

Das amerikanische Bildungssystem ist stark reformbedürftig. In der PISA-Studie lagen die USA noch hinter Deutschland. Fast ein Drittel verlässt die Highschool ohne Abschluss



Problem: Wirtschaftskrise

Die US-Autoindustrie steckt tief in den roten Zahlen. Vor allem die Situation der Opel-Muttergesellschaft General Motors (GM) hat sich in den vergangenen Monaten dramatisch verschlechtert, sogar das Geld für Lohnzahlungen droht auszugehen

info > DAS „BRIEFING BOOK“



Das „Trans-Atlantic Briefing Book“ der Bertelsmann Foundation, das am 13.11.2008 in Washington D.C. präsentiert wurde, fasst **Politikempfehlungen für den neuen US-Präsidenten** und sein Team aus **europäischer Sicht** zusammen. Es wird eine pragmatische und operative Agenda für die wichtigsten Themen der ersten Monate des Jahres 2009 entworfen. Der Fokus liegt auf den **außenpolitischen Herausforderungen**: in Bezug auf Afghanistan, Irak, Iran, Russland sowie auf den Friedensprozess im Nahen Osten. Mit dem „Trans-Atlantic Briefing Book“ möchte die Bertelsmann Foundation einen Beitrag für einen **konstruktiven Neustart** der transatlantischen Beziehungen leisten.

KONTAKT: Annette Heuser
annette.heuser@bertelsmann.de

„Obama könnte der erste US-Präsident sein, der die EU-Integration in allen ihren Teilen unterstützt“

Josef Janning über die Hoffnungen Europas

gegangen ist. Der Starke ist in der globalisierten Welt nicht mehr alleine mächtig. Er muss vielmehr auch aktiv die gegenseitigen Abhängigkeiten und das Zusammenwirken gestalten. Dazu gehört es dann allerdings auch, internationale Instrumente zu schaffen und Regeln zu akzeptieren, die für alle gelten. Ohne eine eigene aktive Strategie der USA und Europas wird die große Verschiebung von Macht hin zu den neuen Akteuren der Weltpolitik zum großen Risiko der Globalisierung. In der Geschichte waren Zeiten bedeutender Machtverschiebungen zugleich

FOTO: VEIT METTE

Epochen des Krieges und der Gewalt. Weder die Vereinigten Staaten und schon gar nicht die Europäische Union werden die Rückkehr Chinas, Indiens und Russlands sowie den Aufstieg Brasiliens und anderer regionaler Großmächte verhindern können. Für beide kommt es vielmehr darauf an, diese Mächte in eine kooperative Balance einzubeziehen.

Erst dann werden Lösungen für die Gestaltungsaufgaben der globalisierten Welt nachhaltig verankert. Barack Obama besitzt für viele in Europa die Voraussetzungen, auch diese Aufgabe kooperativer Führung zu schultern. Sein Weltbild, seine Erfahrungen, seine Überzeugungen und sein Stil bieten mehr Anknüpfungspunkte für Europa als bei den meisten seiner Vorgänger. Weil es einfach seinem Entwurf des amerikanischen Interesses in der Welt entspricht. Europas Politik sollte diese Chance nutzen. Obama könnte der erste US-Präsident sein, der die EU-Integration in allen ihren Teilen ohne Vorbehalte unterstützt. Die Europäer sollten ihrerseits alles tun, um die Rückkehr der Vereinigten Staaten zu einer aktiven Rolle in den internationalen Institutionen und Verhandlungsprozessen zu stärken.]]



Der Autor: Josef Janning
Senior Director der Bertelsmann Stiftung



Stolz zeigt Liz Mohn die Ehrenmedaille, die ihr der Präsident der Königlichen Akademie, Jaime Gil-Aluja, verliehen hat

EHRENMEDAILLE

Niemals die eigenen Träume aufgeben

Erneut erhielt Liz Mohn eine Ehrung, die vor ihr noch keine Frau bekommen hat. Dass sie damit vor allem jungen Frauen Mut machen kann, freute sie noch mehr als die Auszeichnung

bericht aus > Barcelona

Eine goldene Medaille mit einer Krone darauf. Liz Mohn hält sie in den Händen. Der Orden wurde der stellvertretenden Vorsitzenden der Bertelsmann Stiftung und Präsidentin der spanischen Fundación Bertelsmann jetzt von der Königlichen Akademie für Wirtschafts- und Finanzwissenschaften in Barcelona verliehen. Mehr als 100 Mitglieder gehören der altherwür-

digen Akademie an. Darunter Forscher, Unternehmer und Führungskräfte aus der Wirtschafts- und Finanzwelt. Die goldene Ehrenmedaille wird an Vorbilder aus dem In- und Ausland verliehen. Darunter waren bereits prominente Persönlichkeiten wie der spanische Staatspräsident Javier Rojo (2007), Zine El Abidine, Präsident der Tunesischen Republik (2006) und der ehemalige italienische Ministerpräsident Romano Prodi (2004).

Dass nun auch Liz Mohn die Ehrenmedaille verliehen bekam und damit für ihre Verdienste auf dem Gebiet der Förderung

einer partnerschaftlichen Unternehmenskultur gewürdigt wurde, freute sie sehr. Sie sei „eines der hervorragendsten Führungsbeispiele der europäischen Bürgergesellschaft“, begründete der Präsident der Akademie, Jaime Gil-Aluja, die Ehrung.

Was Liz Mohn aber noch viel mehr freute, war etwas ganz anderes: nämlich die Tatsache, dass ihr diese Ehrung als erster Frau überhaupt zuteil wurde! „Das ist für mich das ganz Besondere, da es vielleicht auch der einen oder anderen jungen Frau Mut für ihre berufliche und private Zukunft machen wird“, betonte sie. Bereits im vergangenen Jahr war Liz Mohn in Spanien das Großkreuz des Zivilen Verdienstordens verliehen worden. Und in diesem Sommer wurde sie – ebenfalls als erste Frau – in New York mit dem renommierten Vernon A. Walters Award geehrt.

Beim Blick ins Publikum fand sie ihre Hoffnung, anderen Frauen Mut machen zu können, in jedem Fall bestätigt: „Es hatten sich ungefähr 300 Gäste im Festsaal versammelt. Als ich all diese Menschen sah, fiel mir sofort auf, wie viele junge Leute darunter waren. Viele Studenten und Studentinnen“, erzählte sie später. „Für manche war es bestimmt der erste Abend in diesem feierlichen Rahmen. Eine junge Frau zum Beispiel hatte sich zu diesem Anlass nicht nur ein feierliches Abendkleid geliehen, sondern auch die dazu passenden Schuhe. Ich bemerkte es, weil sie ihr viel zu groß waren. Bestimmt zwei Nummern.“ Trotzdem habe die junge Frau schön ausgesehen, sagt Liz Mohn und lächelt. „Die jungen Leute hatten sich wirklich festlich gekleidet. Mich hat das sehr gerührt.“

Wenn sie sich heute mit Frauen unterhält, die noch ganz am Anfang ihrer Karriere stehen, würde sie ihnen vor allem einen wichtigen Rat geben: „Sie sollen schon früh den Mut haben, ihren eigenen Weg zu gehen und ihre Träume nicht aufgeben. Auch dann nicht, wenn mal schwere Zeiten und Rückschläge kommen.“

Einen Grund, die eigenen Ziele einfach aufzugeben, sieht Liz Mohn nicht. Ihr Rat: „Höhen und Tiefen gibt es immer – aber die Neugierde auf das Leben darf man deshalb niemals verlieren!“



Diskutierten über das Thema „Werte“: der ehemalige Präsident von Katalonien, Jordi Pujol (Foto links) und der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk



Auf dem Podium (von links): der Journalist Ramón Pérez Maura, Liz Mohn, Vorsitzende der Fundación Bertelsmann, Jordi Pujol, Ex-Präsident Kataloniens und der Richter Enrique Bacigalupo

und Regeln in einer globalisierten Welt zu ermöglichen.“

Religionen bezeichnete sie als einen ganz wichtigen Halt der Gesellschaft. In vielen Fällen wird offenbar, dass Werte universell sind und die unterschiedliche Kulturen mehr Elemente haben, die sie vereinen, als sie trennen.

Auch der Philosoph Peter Sloterdijk betonte in seiner Rede die Wichtigkeit von Werten in der Gesellschaft: „Heute besinnen wir uns erneut auf Realität und Seriosität. Werte sind wieder in Mode.“]]

DIALOG UND AKTION 2008

Werte als Rezept gegen die Krise

Auf dem dritten Kongress „Dialog und Aktion“ stand das Thema „Werte“ im Mittelpunkt. Passend dazu wurden die aktuellen Ergebnisse des Religionsmonitors zur Religiosität in Spanien vorgestellt

Zum dritten Mal trafen sich in Madrid Politiker und Wissenschaftler zum Kongress „Dialog und Aktion“ auf Einladung der spanischen Fundación Bertelsmann (siehe Kasten). „Werte in Spanien und Europa: Ihre Ursprünge und Bedeutung im 21. Jahrhundert“ lautete der Titel der Konferenz, auf der unter anderem die spanischen Ergebnisse des „Religionsmonitors“ der Bertelsmann Stiftung vorgestellt wurden. Die Untersuchung stuft fast 80 Prozent

der Spanier als religiöse Menschen ein.

In ihrer Eröffnungsrede betonte Liz Mohn, die Vorsitzende der Fundación Bertelsmann, dass das Verlangen der Menschen nach Orientierung in Zeiten von Globalisierung, Finanz- und Wirtschaftskrise immer größer wird: „Die Menschen brauchen Werte, auf die sie vertrauen können, die sie durch ihr Leben leiten und ihnen Halt geben. Wir alle sind daher gefordert, eine Verständigung auf gemeinsame Werte

info >

FUNDACIÓN BERTELSMANN

Die Fundación Bertelsmann wurde 1995 in Spanien von Reinhard Mohn gegründet und widmete sich zehn Jahre lang der Förderung des öffentlichen Bibliothekswesens in Spanien. 2005 wurde unter der Leitung von Liz Mohn eine strategische Neuorientierung eingeleitet. Die künftige Arbeit steht unter dem Motto „**Gesellschaftliche Verantwortung**“. Zu den Projekten zählen der Aufbau von Bürgerstiftungen, die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements junger Menschen, die Ausrichtung der **Veranstaltungsreihe „Dialog und Aktion“**, die Fertigstellung der Jugendbibliothek in Zaragoza und die Fortführung des Online-Weiterbildungsprogrammes e-bib. Direktorin der Fundación Bertelsmann ist **Michaela Hertel**.

KONTAKT:

Fundación Bertelsmann
Pg. de Picasso, 16, baixos
08003 Barcelona
Telefon: +34 93 2687444



Stätte der Hoffnung: der Präsidentenpalast in Paraguays Hauptstadt Asunción



SERIE: LÄNDER IM WANDEL (III)

Zeit für wichtige Entscheidungen

Nach der Wahl ist vor der Wahl: Entweder schafft Paraguay mit dem neuen Präsidenten Fernando Lugo endlich den Umbruch, oder es verharrt ohne Perspektive in Angst und Armut

Wenn der Fotograf Jürgen Escher an Paraguay denkt, sieht er die kleine Nimia vor sich. Das Mädchen ohne Lachen. Er traf sie, als er im März dieses Jahres für die Hilfsorganisation Adveniat durch das südamerikanische Land reiste. „Sie hatte von Früchten gegessen, die mit Chemie belastet waren“, erklärt Escher. „Nimia hatte Infektionen, unter anderem im Mund. Sie wurde operiert, doch für kosmetische Eingriffe war kein Geld da. Da hat man ein Drittel ihres Mundes einfach zugenäht.“

Nimia ist kein Einzelfall. Sie gehört zur armen Bevölkerung eines Landes, in dem die soziale Ungleichheit seit Jahrzehnten unüberwindbar schien. Einem Land, in dem 38,2 Prozent der Menschen unterhalb der Armutsgrenze leben und in dem Korruption, Schmuggel, Drogen- und Waffenhandel

zum Alltag gehören. „Die Armut auf dem Land ist schreiend“, sagt Escher. „Die Menschen haben nicht genug, um sich das ganze Jahr über richtig zu ernähren.“ Dennoch erlebten sie auch so etwas wie Aufbruchstimmung und neuen Mut. Escher begleitete den ehemaligen Bischof Fernando Lugo damals im Wahlkampf. „Die Menschen spürten, es wird etwas passieren“ – und wenige Wochen später passierte tatsächlich etwas: Lugo gewann die Wahl. Seine „Patriotische Allianz für den Wandel“, ein Bündnis von neun Parteien, das dem linken Spektrum zuzuordnen ist, löste die Colorado-Partei ab, die seit 1947 – während der Ära des Diktators Alfredo Strössner und seit 1989 unter demokratischen Verhältnissen – an der Macht war.

„Was in Paraguay jetzt geschieht, ist eine Mischung aus Stabilität und Wandel“, er-

info > PARAGUAY



Paraguay liegt in **Südamerika** und grenzt im Osten, im Norden und Nordwesten an Brasilien und im

Westen und Süden an Argentinien. Rund 6,7 Millionen Menschen leben in dem über 406 Quadratkilometer großen Land, 97 Prozent in der Ostregion und davon etwa eine Million in der **Hauptstadt Asunción**. Die Amtssprachen sind Spanisch und Guaraní. Als dritte Sprache wird gelegentlich Deutsch gesprochen, von deutschen Auswanderern und Mennoniten, die Ende der 20er Jahre zumeist aus Russland nach Paraguay kamen. Das Land ist **katholisch** geprägt. Seit der Wahl am 20. April dieses Jahres ist der ehemalige Bischof und **Befreiungstheologe Fernando Lugo neuer Präsident** und löste damit nach 61 Jahren die Colorado-Partei ab.

klärt Prof. Dr. Detlef Nolte vom Hamburger GIGA Institut für Lateinamerika-Studien. Er bereist das Land regelmäßig und berichtet im Bertelsmann Transformationsindex (s. Kasten). „Zum ersten Mal seit 61 Jahren ist mit Lugo jemand gewählt worden, der nicht der Colorado-Partei angehört. Er war Bischof und hat dieses Amt abgegeben, um in die Politik zu gehen. Doch auch ihm sind in vielerlei Hinsicht die Hände gebunden, da seine eigene Sammlungsbewegung, die



Paraguays neuer Präsident, der ehemalige Bischof Fernando Lugo (oben), kämpft gegen die Armut, die nicht nur in den Städten (oben links), sondern auch auf dem Land das größte Problem ist. Kinder wie die kleine Nimia (Foto oben, Mitte), die nach einer Infektion mit giftigen Düngemitteln ihren Mund nicht mehr richtig öffnen kann, sind in Paraguay, das durch wirtschaftliche Probleme und Korruption geprägt ist, ebenso die Verlierer, wie Jugendliche, die sich als Schuhputzer auf den Straßen ihr Geld verdienen müssen

er hinter sich gebracht hat, kaum im Parlament vertreten ist. Er ist von der Unterstützung anderer Parteien abhängig.“

Dabei müsse Paraguays Rückständigkeit schnell angegangen werden. „Die Hauptstadt Asunción wirkt eher wie eine argentinische Provinzstadt, nicht wie die Hauptstadt eines Landes. Der Lebensstandard der Menschen ist im Vergleich zu den entwickelten Ländern Lateinamerikas deutlich schlechter“, sagt Nolte. „Ein ganz großes Problem ist auch die Landfrage. Seit vielen Jahren gibt es Landbesetzungen, vor allem im Grenzgebiet zu Brasilien. Was dem Ganzen immer eine pikante Note verleiht, ist die Tatsache, dass ein Großteil der Ländereien auf dem Gebiet Paraguays Brasilianern gehört, und es schnell zu Verwicklungen kommen könnte. Das Problem ist

die Landzuteilung für die Landlosen, deren Interessen im Widerspruch zu den Interessen der kommerziellen, auf den Export ausgerichteten Landwirtschaft stehen.“

Dringend müssten andere Landwirtschaftszweige gefördert, die Korruption durchbrochen und die Bildung der Menschen gefördert werden. „Die Wende muss jetzt kommen“, erklärt Prof. Dr. Detlef Nolte. „Es wird spannend sein zu beobachten, ob Lugo die großen Erwartungen umsetzen und eine Mehrheit im Parlament bilden kann, die ihm Reformschritte erlaubt. Wenn ihm das in den nächsten ein oder zwei Jahren nicht gelingt, kann man davon ausgehen, dass die Colorado-Partei wieder an die Macht zurückkehrt. Das Zeitfenster für Reformen ist klein – Lugo muss es nutzen.“]]

> Im nächsten Heft: **Thailand**

info >

TRANSFORMATIONSINDEX

Der Transformationsindex der Bertelsmann Stiftung misst weltweit Erfolge und Rückschläge von **Demokratie und Teilhabe**. Basis sind Bewertungen von Experten, die regelmäßig Ländergutachten über Entwicklungs- und Transformationsprozesse in 125 Ländern erstellen. Der Transformationsindex orientiert sich an der Zielvorstellung einer rechtsstaatlichen Demokratie und einer sozialpolitisch flankierten Marktwirtschaft. In der Serie „**Länder im Wandel**“ stellt „change“ dieses Mal Paraguay vor, das im Demokratie-Ranking nur Platz 47 belegte.

WEBLINKS:

www.bertelsmann-transformation-index.de

KONTAKT: Hauke Hartmann
hauke.hartmann@bertelsmann.de
 und Sabine Donner
sabine.donner@bertelsmann.de

GERECHTE GLOBALISIERUNG

Nach Brandenburg zum Spargelstechen

Warum nicht Deutschland verlassen und nach Polen auswandern? Geht einem der erste Zungenbrecher ohne Probleme über die Lippen, ist auch die große Karriere nicht mehr weit: Prominente Autoren berichten in dieser „change“-Kolumne von ihren Erfahrungen mit dem Thema „Gerechte Globalisierung“

VON STEFFEN MÖLLER II

Meine Globalisierung begann 1990. Kein dummer Zufall, sondern die eherne Weltgeschichte eilte unserem Abi-88-Jahrgang zur Hilfe, just als der Zivildienst zu Ende ging. Die Berliner Mauer fiel, und ins träge Wuppertal winkte eine tätowierte Kreuzberger Hand herüber: „Kommt alle!“ Wir kamen. Das Ende ist bekannt: Bald schon zog uns die halbe Republik hinterher, Kneipen eröffnend, Radwege teierend. Bei mir und der übrigen Avantgarde setzte Katzenjammer ein: Wohin denn nun? Nach Italien, wo unsere Professoren residierten? Nach Frankreich, wo jeder BWL-Student sich den Wind um die Nase und das Erasmus-Stipendium ins Portemonnaie wehen ließ? Da begegnete er mir doch noch, der dumme Zufall.

Im Herbst 1992 entdeckte ich am Schwarzen Brett meiner Berliner Mensa das Plakat, das mein Leben veränderte. „Polnisch-Sprachkurs in Krakau, zwei Wochen, 600 DM“. Das fand ich billig. Und „Krakau“ jagte mir wohlige Schauer über den Rücken. An den Ural wollte ich immer schon mal! (Heute argwöhne ich, dass ich Krakau mit dem Krakatau-Vulkan verwechselte.)

Im Frühjahr 1993 brach ich auf gen Asien, und zwar vom östlichsten Berliner Bahnhof aus, Lichtenberg, wo über den Bahnsteig förmlich der Steppenwind fegte. Verproviantiert hatte ich mich mit zehn Wurstbrotchen und fünf gekochten Eiern, die Reise-Cheques ins Jackett-Futter eingenaht.

Die Reise nach Krakau dauerte aber nicht vierzig, sondern nur neun Stunden. Und noch eine Überraschung: Ich wurde nicht beklaut. Ein junger Mitreisender lehrte mich stattdessen den berühmtesten polnischen Zungenbrecher: „W Szczebrzeszynie chrząszcz brzmi w trzcinie“. Zu Deutsch: „In Szczebrzeszyn (Kleinstadt im Südosten) zirpt ein Käfer im Schilf.“ Ein Ausländer, der diesen



STEFFEN MÖLLER wurde 1969 im Wuppertal geboren. Nach einem Theologie- und Philosophie-Studium in Berlin und einem Sprachkurs in Krakau, wanderte er 1994 nach Polen aus, wo er heute ein berühmter TV-Star ist. In Deutschland erschien gerade sein Buch „Viva Polonia : als deutscher Gastarbeiter in Polen“

„Krakau jagte mir wohlige Schauer über den Rücken“

Doch wohin? Kiew, Moskau, Peking scheiden aus. Diese Landsmannschaften verhökern ja längst schon auf Warschauer Freiluft-Basaren ihre Ikonen und Laptops. Wie wäre es zur Abwechslung mal wieder mit dem Westen Europas? Meine polnischen Freunde schwärmen von einem wilden Land, wo noch der Nebel durch die Tesco-Regale wabert. Fast wäre ich auch tatsächlich hingefahren – bis ich in einer Warschauer Buchhandlung miterlebte, wie eine Kundin für ihre Freundin, von Beruf Krankenschwester, ein Buch zum Geburtstag suchte. Leider hatte sie Titel und Autor vergessen, wusste nur noch, dass das Buch groß und grün sein sollte. Der Verkäufer rief nach hinten ins Lager: „Piotrek, haben wir was Großes, Grünes für Krankenschwestern?“ – Sein Kollege beugte sich aus der Tür: „Klar! Irland!“

Nee danke! Und plötzlich kam mir die rettende Idee. In einer Situation, wo zehntausende Polen nach Irland pilgern, zehntausende Deutsche nach Polen wallfahren, wähle ich eine Destination für Snobs: Brandenburg. Dort, wo die verhexte Globalisierung verödete Felder hinterlassen hat, sehe ich mich und die restliche Avantgarde demnächst schon leckersten Spargel stechen. Hm, cool!]]

MENSCHEN BEWEGEN – ZUKUNFT GESTALTEN

| BertelsmannStiftung

Nächste Ausgabe – change 1/2009: Reformen

IMPRESSUM

Herausgeber

Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh

Kostenfreies Abo:

Tel. +49 5241 81-81 149

Fax +49 5241 81-6 81 298

info@bertelsmann-stiftung.de

Verantwortlich

Karin Schlautmann (V.i.S.d.P.)

Redaktion

Ulrich Lünstroth (Ltg.),
Heike van Meegdenburg, Ulrike Osthus

Redaktionelle Mitarbeit

Tanja Breukelchen

Creative Direction / Gestaltungskonzept

Dirk Bartos, Andreas Kersten,
BartosKersten Printmediendesign,
Hamburg

Gestaltung / Fotoredaktion

Stefanie Rejzek, Sandra Sodemann

Schlussredaktion

Johannes Taubert, Thomas Rübke

Lithografie

Obenhaupt Publishing Service, Hamburg

Druck

Mohn Media, Gütersloh

© Bertelsmann Stiftung, Dezember 2008

Gedruckt auf Heaven 42 absolutweiss softmatt gestrichen,
Inhalt 135 g/qm, Umschlag 250 g/qm, Igepa Artikel-Nr. 15557

heaven 42[®] distributed by  IGEPAGroup
ABSOLUTWEISS

INTEGRATION BRAUCHT STARKE STIMMEN.

Gewinnt einen Tag mit euren Stars bei der großen Schulaktion „Alle Kids sind VIPs“. Was könnt ihr tun, damit alle Schüler die gleichen Chancen bekommen?

Macht jetzt mit: www.allekidssindvips.de

